

Zeitschrift: Züricherische Jahrbücher

Herausgeber: Salomon Hirzel

Band: 3 (1816)

Heft: 8

Artikel: Mit Entsetzen eile ich nun den Trauerszenen zu, welche dieses mit vielen unschuldigen Blut und Zerstörung begleitete Jahr uns zum Erstaunen darbietet. [1444-1453]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-551339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

A t e s B u ch.

(1444.) **M**it Entsetzen eile ich nun den Trauerscenen zu, welche dieses mit vielem unschuldigen Blut und Zerstörung begleitete Jahr uns zum Erstaunen darbietet. Bisher war der unselige Krieg aus Begierde nach Land geführt, gleich einem vorübereilenden Ungewitter, das auch schadet, doch bald verschwindet; aber nun tritt ein Sturm ein, der Alles, wo er sich hindrängt, zu Boden reißt, Städte und Land verwüstet, Menschen nicht schont, sondern sie unter den Trümmern ihrer eignen Wohnungen erlegt; dann sieht man mit froher Erhebung milderer Wetter zur Erholung der Natur sich wieder einfinden.

Ehe noch weiteres Ungemach erfolgte in diesem ungewissen Frieden, trachtete der edle Bischof von Constanz bey einer Zusammenberufung so vieler Fürsten und Großen und Edlen, die ich nachher näher beschreiben werde, eine dauerhafte Beylegung alles Streits zu erzielen, das aber schon durch die wiederholte Zurücksetzung des angesetzten Tages nichts Gutes vorahnden ließ, Mißvergnügen erweckte, und vielleicht ohne diesen Aufwand einer so großen Versammlung, unter wenigen Redlichen allein, Besseres erreicht worden wäre.

4 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,

Diese Versammlung gab der Stadt Zürich wieder den Anlaß, an den Kaiser zu schreiben, und ihn zu bitten, auf den gesetzten Tag seine Råthe zu schicken, oder, wo es möglich wäre, daß er selbst käme, oder wenigstens den Herzog Albrecht senden wollte; dann dringt sie mit allem Nachdruck auf Geld; denn was sie dem Markgrafen geliehen, hätte sie von redlichen Leuten erhoben; denselben sollte sie 3000 Gulden abzahlen; es würden aber die Gläubiger es gern annehmen, wenn das Geld auf einen Bekannten in Wien, den man nannte, verlegt werden könnte. Dann flehete die Stadt mit aller Wehmuth um Zuzug und Hülfe; ihre Feinde bereiten sich schon, noch ehe der Friede zu Ende gegangen; denn mit dem bisherigen Bestand möge sie, Unvermöglige, es nicht aushalten. Der Brief gedenkt auch neben dem Abgesandten von Zürich Abgeordnete von Winterthur und Rapperschweil, die an der Etsch gewesen, und Geld gesucht, aber keins gefunden. Alles ist dringend wehmüthig und stark, obwohl in schleppender Sprache abgefaßt.

Noch ist ein Brief von dem Bischofe von Agram merkwürdig, worin der Bericht enthalten: Daß Caspar Torner, des Kaisers Diener, bey ihm gewesen, und um Geld angefragt; deswegen berichte er, daß er 250 Dukaten liegen habe, die möge man abholen lassen nach Belieben; mit der Kanzley sey man schon abgefunden. Dieser kurze Brief zeigt, wo der Kaiser sein Bedürfniß suchte und fand. Dann finden wir den Caspar Torner wieder, der fürhin besser für Zürich handelt, als dort für seine Obrigkeit; so daß

die, bey den Ursachen des gemachten Bundes, angeführte Bemerkung nicht ohne ihr Gewicht ist.

Die feyerliche Versammlung zur Friedensstiftung zu Baden war ein Zusammenfluß der verschiedensten Arten von Menschen, die je zu einem Werke mochten berufen werden, und die nicht weniger als aus 108 Personen bestand, ohne die Dienerschaft und die Neugierigen aus allen Orten zu rechnen, die den kleinen Ort überfüllten. Es waren Abgesandte der Eidgenossen und der Städte, die es mit Ihnen hielten; österreichische Räte, österreichischer Städte Gesandte, der Probst von Zürich mit drey Chorherren; sechs Gesandte von Zürich; drey von Winterthur; vier Bischöfe und sechs Officialen derselben, zehn Städte für Zürich; zwey Abgeordnete von der Kirchenversammlung in Basel; fünfe in des Bischofs von Constanz Diensten; drey Räte von dem Herzog von Würtemberg; drey von angesehenen Städten, und acht Ritter. Eschudi benennt sie alle näher. Unter den Gesandten unsrer Stadt zählt er den Bürgermeister Schwarzmayer *), wie es denn mehrentheils Gewohnheit war, einen der Vorsteher zu senden. Bültinger setzt Hans Meiß als den ersten; in den übrigen fünfen stimmen sie überein. So zahlreich, so verschieden in Ansichten, in Gesinnung, in Leidenschaft vielleicht, und im Beruf, und Rang, und Kenntniß, und Trieben, war diese Versammlung, wo die einen zu reizen, und neue Nahrung der Leidenschaft zu geben, die andern Ruhe und mildere Gedanken den

*) Wir glauben, es sollte Schwend heißen.

6 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,

Gemüthern mitzutheilen, und wahre Treue einzufloßen trachteten, ohne des Schwarms der Neugierigen zu gedenken, die auf beiden Seiten horchten und schwätzten.

Der Bischof von Constanz, der edle Friedensstifter, der wohl bisweilen den Waffen auf kurze Zeit, aber nie gänzlich, ein Ziel zu setzen vermochte, nahm die Angesehensten und Besten aus dem geistlichen und weltlichen Stande, nach seiner eignen Wahl, oder nach dem Mitbefinden seiner Vertrautesten, zu sich in einen engern Kreis; da redete man mit jedem der streitenden Theile besonders, hörte seine Klagen, Vorstellungen, Einwendungen, mehr als einmal mit Aufmerksamkeit an; dann rathschlagete der ganze Kreis darüber, und arbeitete mit unermüdetem Bestreben, bis eine Näherung erhalten war. So beschränkte man sich auf vier Sätze, die man Zürich vorschlug:

1. „Daß die von Zürich ihre alten Bündnisse, mit den Eidgenossen eingegangen, treulich halten, und eine neue Verschreibung darüber ausstellen sollten.“

2. „Daß sie des Kaisers Bund herausgeben, und die in Zürich liegende Urkunde darüber den Eidgenossen zustellen sollen.“

3. „Daß man um Ansprachen gegen einander zum Rechten nach dem Bund kommen soll.“

4. „Dann sollten den Eidgenossen die Städte, Land und Leute, die sie eingenommen, bleiben, es wäre denn Sache, daß die von Zürich so freundlich sich verhielten, daß man dieselben wieder zurückgeben würde.“

Diese Artikel hatten die von Zürich, nachdem sie ihnen vorgetragen worden, nicht annehmen können, wegen Mangel an Verhaltungs-Befehlen; aber verheissen, nach eingenommenem Rath ihrer Oberen, die entscheidenden Gedanken zu hinterbringen. So reiseten die Gesandten mit der Städte Gesandten, welche die Annahme befördern und zum Frieden reden wollten, nach Zürich. Wenige Punkte waren da vorgeschlagen, aber treffend alle, und mit der Volksstimmung in Zürich, wie sie damals war, unvereinbar; und doch hatte man, außer dem ersten Gesandten, alle andere für die Eidgenossen mehr und minder gestimmt, aber wie auf Gefahr hin, zu Gesandten gemacht.

Daß unter den Bürgern in Zürich ein Aufruhr entstanden, das ist nur zu gewiß; daß die Gemeinde sich, wiederholt, bey den angenommenen Grundsätzen in den Verhandlungen, mit bedrohten starken Strafen gegen die Dawiderhandelnden, erklärt habe, ist eben so gewiß; aber daß deswegen allein so ein Aufstand sich erhob, das wäre kaum zu glauben, wenn nicht andre starke Triebe da mächtig eingewirkt hätten. Und woher kamen diese Triebe? Von den fremden Einwohnern, denen die Abreise noch nicht gelegen, und darum die Punkte so widrig waren. Es wurde bald laut in der Stadt, noch ehe die Gesandten ankamen, der Delphin und der Herzog von Burgund seyen im Anzug, der Stadt zu helfen, und die Eidgenossen zu züchtigen. Sie sollten nicht so thöricht seyn, des Kaisers Gunst und eines Königs geneigten Willen mit einmal zu verscherzen, und zwey große Monarchen,

8 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,

und den Sohn des Einen offenbar zu beleidigen, um der so werthen friedlichen Eidgenossen willen. Dieses von Mund zu Mund gehend, mit schneller und vermehrter Furcht, die Mächtigen zu erzürnen, so wie mit vermehrter Hoffnung großer Hülfe, wirkte scharf auf die Gemüther, die, sonst gespannt über das, was in Baden vorging, leicht ins Feuer zu bringen waren. Die Gesandten langten also mit den traulichen Städte-Gesandten an; diese hatte man nicht nöthig; man wies sie deßnachen bald bey ihrer Ankunft in eine Herberge, da im Stillen zu verweilen. Als nun der wichtige Rathschlag anging, und man wußte, wie der oder dieser geredet hätte oder redete, fand die erhitzte Menge, die schon um das Rathhaus versammelt war, und laut ihre Gesinnung in der rohesten Sprache und ohne Schonung gegen die Verhafteten zu erkennen gab, es sey nun weiter zu rücken, drang auf das Rathhaus und für die Thür des Rathszimmers, in den Rath selbst, und foderte die heraus, die für den Vorschlag schon gestimmt hatten, oder dafür gesinnt waren; nämlich Hans Meiß, Ulman Trinkler, den alten Jakob Brunner, Heinrich Eßfinger und Johann Bluntschli, die alle, wenn man Bullinger folgt, Gesandte zu Baden waren; diese führte man, von einer großen Menge umgeben, in die schärfsten Gefängnisse. Meiß sah unerschrocken die kahlen Wände wieder, die ihn schon vorher lange Zeit umschlossen gehalten; die städtischen Gesandten entfernten sich traurend, und zeigten der erstaunten Versammlung zu Baden den bedauerlichen Ausgang ihrer Reise an.

Da nun die aus dem Rath entfernt waren, die

den Vorschlag begünstigten, blieb der Rathschlag nicht mehr einigem Zweifel oder schwerem Widerspruch unterworfen, und der Schluß ward gefaßt, daß man die vorgeschlagenen Punkte nicht annehmen könne, welches nach Baden zu hinterbringen sey. Wenn man aber schon das Vorgeschlagene nicht annehme, so wolle man dennoch die Bündnisse gegen die Eidgenossen treulich halten. Dann bot man wieder verschiedene Rechte dar: Für den Bischof von Constanz oder Basel, für alle gegenwärtige Städte, oder, als eine Auswahl, für die angesehensten derselben, wie Strasburg, Augsburg, Nürnberg, Ulm, oder Constanz. Dann haben die Eidgenossen den gemachten Frieden gebrochen; dafür sollen sie ans Recht stehen, für die Städte Bern oder Solothurn, die doch ihre Helfer seyen. So schlage Hochberg auch, im Namen der Herrschaft, das Recht dar, vor die Churfürsten oder Fürsten, geistliche oder weltliche, vor die Kirchenversammlung von Basel, vor den Herzog von Savoyen, oder einige Reichsstädte. Dieses sollte die Verweigerung der Punkte wieder gut machen, wenn man dem edeln Vorsteher, oder angesehenen Gliedern der Versammlung das Richteramt auftragen, und sogar die Herrschaft den gleichen ausgewählten Rechtspfad betreten würde.

Die Eidgenossen antworteten auf diese Vorträge: „Sie forderten kein ander Recht, als das in der „Bündniß ausgesetzte; Zürich habe das im letzten „Frieden, der den vorigen Krieg beschloß, deutlich „verheißen anzunehmen. Andere vorgeschlagene Rechte „würden sie nicht scheuen; aber da sie ein eignes

10 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,

„ausgemachtes Recht nach der Bündniß haben, das
„Zürich immer ausgewichen und noch ausweiche, so
„bedürfen sie hingegen keines andern Rechts. Ueber
„des Markgrafen Rechtsbieten, sagten sie: Wäre etwas,
„während dem Krieg, von der Herrschaft an sie ge-
„langet, hätten sie Gehör gegeben; aber auf einem
„gütlichen Tage, wie der gegenwärtige, hätten sie
„sich eines solchen Rechtsbietens nicht versehen; hätte
„aber der Markgraf Städten und Ländern etwas vor-
„zubringen, das ihre Obern mit Billigkeit thun könn-
„ten, werde wohl entsprochen werden, wenn nur die
„Stadt Zürich nicht mehr mit der Herrschaft im Bünd-
„niß sey.“

Da die Vorträge und Antworten schriftlich einge-
gangen waren, und beyden Theilen zu Handen ge-
stellt wurden, wollten Zürich und Hochberg weiter nicht
eintreten; da hub der Bischof, nicht ohne schwere Em-
pfindung die Versammlung auf, und alles zerfloß,
wie es vorher zugeströmt hatte.

Als nun alles von Baden zurück war, gingen die
Verhöre gegen die Gefangenen an; sie sind noch vor-
handen in großer Anzahl, und bestehen aus Zeugen-
Ausagen, die von dem ersten Vorsteher des Standes
an, bis auf den Tagelöhner herab, gethan worden,
oder aufgenommen sind. Alle Vergehen der so hart
Beschuldigten beruhten auf unklugen, unterweilen har-
ten Reden über den neuen Bund, und die neuen
Maafregeln, die solcher mit sich führte; über die
Hintansetzung der Eidgenossen und der von ihnen an-
gerufenen Rechte. Meiß hatte ein Landgut zu Ober-
glatt, wo dann viele von seinen Freunden, und, wie

es geht, oft auch andre sich einfanden; da verhielt man seine Gedanken nicht, die dann von Vielen nicht verschwiegen und bey den Verhören angezeigt wurden. So ausgedehnt übrigens diese Zeugen: Verhöre sind, so finden sich dagegen keine Verhöre der Beschuldigten selbst, wohl aber die Strafurtheile über sie. — Ob die Aufnahme der Fragen an die Schuldigen in einer andern Sammlung, die sich verloren, enthalten sey, oder ob die Zeugen: Verhöre als unläugbar angesehen worden, ist nicht auszumitteln. Von dreyn, die man am strafbarsten fand, sind die Strafurtheile vorhanden. Hans Meiß und Ulmann Trinkler sollen auf dem Fischmarke enthauptet werden, und ihr Gut auf Gnade der Stadt verfallen seyn. So urtheilte die Mehrheit, die dem Strome folgt. Einige wollten mit leichtern Strafen und Verschonung des Lebens sich sättigen; andere (welcher Abstand von der Leidenschaft zur Wahrheit!) wollten sie gar nicht strafen. Jakob Brunner, ein alter Mann, dessen Name in vielen Verhandlungen vorkommt, und der schon lange dem Vaterlande gedient, ward in ein eigen Gemach im Spital versetzt, daselbst die Zeit seines übrigen Lebens zuzubringen; dann soll ihm ein Knecht zur Wache zugegeben werden, der mit ihm zur Kirche gehe, aber verhüte, daß er mit Jemand rede. Jetzt soll er 2000 Gulden Buß bezahlen; nach seinem Leben aber fällt alle sein Gut dem Spital anheim. Dafür, und daß Alles geschehe, stellt er drey Bürgen, darunter zwey Brunner sind. Heinrich Effinger und Johannes Bluntschlis Strafurtheile sind nicht bey den Verhören; die Geschichte aber sagt, sie seyen des

Raths entsezt, und an Geld gestraft worden. Das widersuhr denen, die wenige Tage vorher Gesandte waren. Etwas später, sagt die Geschichte, wäre das nicht geschehen. Die Reue trat, nach Gewohnheit, ein, wo Alles geschehen war.

Hochberg schrieb von Winterthur an Zürich, noch vor dem Ausgange des Friedens, derselbe werde nicht gehalten; deßnachen sollte die Stadt um einen erfahrenen Büchsenmeister, um einen Vorrath langen Bauholzes, um Eisen und Kohlen sich umsehen, und, was sie noch weiters bedürfe, in der Zeit anschaffen, so viel man an Feyer- oder Werkeltagen nur einbringen möge. Dann muntert er auf und erwartet guten Erfolg. Er scheint schon Winke von einer Belagerung erhalten zu haben.

Die erste Kriegsthat, die man sich erlaubte, verübten die von Weil, Verbündete von Schwyz und Glarus, die den Anfall ihrer Stadt, welche Hans von Rechberg beynahe mit Erfolg unternommen hätte, während dem Frieden nicht vergessen hatten. Die längst gewünschte Rache auszuüben verbrannten sie zwei Schlösser, Spiegelberg und Greifenberg, im Thurgau gelegen, die der Gemahlin des Markgrafen von Hochberg zugehörten.

Schwyz und Glarus hatten immer einen gesezten Haß gegen Rapperschweil; sobald also der Krieg wieder anging, zerstörten die raschesten Krieger die dortigen Mühlen alle, so daß die Einwohner Tag und Nacht mit Handmühlen sich behelfen mußten. Noch kam ihnen wohl zu statten, daß sie mit Lebensmitteln und Geld wohl versehen wurden; sonst wären sie (da

niemand, viele Wochen, bis nach der aufgehobenen Belagerung von Zürich, sich getraute, aus der Stadt zu gehen, außer einigen Boten, die sie bey der Nacht in Schiffen aussandten,) beynahe vor Hunger gestorben; denn das Volk von Uznach und Gaster, das man sonst nicht brauchen konnte, lag mit Macht um die kleine Stadt herum, die man nicht angreifen durfte.

Beym Ausgange des Friedens kamen aller Eidgenossen Gesandte zu Luzern zusammen, und verabredeten, sich in Kloten (einem zwey Stunden von Zürich, an der Straße nach Schaffhausen gelegenen Dorfe unsers Landes) mit ihren Pannern zu versammeln und dann weiters über eine gemeinsame Unternehmung sich zu verabreden. Als sie nun an dem bestimmten Orte sich einfanden, erfolgte unerwartet an Zürich, und an den Markgraf zugleich, ein Absagebrief von dem wichtigen Land Appenzell. Dieses tapfere Volk, das dem Kaiser widerstand, da er ihre Boten eigens berufen hatte, und sie zum Beitritt in den Bund mit Zürich bereden wollte — die Appenzeller, sagen wir, welche den Eidgenossen, nicht lange nachher, die gleiche Antwort wie dem Kaiser gaben, sie seyen mit vielen Ständen verbunden; Einem allein ziehen sie eben so wenig zu, als Sechsen gegen Einen; wenn alle Sieben gemeinsam angegriffen werden, dann wollen sie ihre Pflicht thun — wie kam es nun, daß dieses tapfere Volk von diesen weisen Grundsätzen abging? Es wurde von Neuem bearbeitet von denen, die ehemals tapfer begestanden. Der Grund seines veränderten Sinnes, den es angab, war, daß Zürich das

Recht nach dem Bunde versagte. Kurz, seine Völker zogen fürhin mit den Pannern der Eidgenossen.

Als nun der Kriegsrath der versammelten Führer der Stände sich über den Plan des Feldzugs berathete, kamen verschiedene Vorschläge von Unternehmungen auf die Bahn. Allein Schwyz und Glarus, die schon viel Ansehen erworben hatten, leiteten die Gedanken zur Einnahme der kleinen Stadt Greiffensee; denn sie hatten in ihrem Herabzuge nach Kloten vernommen, daß die Einwohner des gedachten Städtchens und Amtes sich mit unguten Reden gegen die Eidgenossen vergangen hätten; und das hielten sie für eine kleine Arbeit, welche die größere, die man vorhatte, nicht hindern würde. So zog das ganze Heer auf Greiffensee. Da das dort kund wurde, trachtete man dem Orte so viele Befestigung zu geben, als es in der Eile möglich war. Die Einwohner schickten ihre Weiber und Kinder nach Zürich, die, da sie dem eben anziehenden Feinde nicht ausweichen konnten, unbeschädigt von demselben entlassen wurden. Dieses verhält die Geschichte nicht. Die Eidgenossen, nach ihrer Ankunft vor Greiffensee, vertheilten sich nun rings um die Stadt her, und schoß man zu beiden Seiten heftig; die einen auf die Mauern der Stadt, die andern auf den Feind außer den Mauern, so daß man demselben auch nicht wenig Schaden und Niederlage zufügte. Aber als die Belagerten sahen, daß die Mauern geschwächt, und der Ort nicht mehr zu retten sey, so (sagen Einige) zündeten die Einwohner die eigne Stadt an; andre aber sagen nur, da solche nicht mehr haltbar war, verließen sie dieselbe,

und Etliche und Siebenzig Mann mit ihrem Führer und Miteinwohner, Herrn von Landenberg, zogen sich in das weit festere dortige Schloß. Von hier aus thaten sie den Belagerern noch mehr Schaden; denn sie konnten leicht die Feinde treffen, da sie selbst hingegen von den starken Mauern bedeckt waren. Indessen wollten die Feinde nicht abziehen, ohne das Schloß auch eingenommen zu haben, wo am meisten geflüchtete Beute war; sie trachteten daher, es zu untergraben; aber das Mauerwerk war zu hart und zu tief, als daß sie es durchbrechen konnten. Doch ein untreuer Mann in der Nachbarschaft zeigte ihnen eine Stelle, wo die Mauer am schwächsten sey; da machten sie für die Arbeiter ein Schirmdach. Aber die Besatzung wälzte einen Altar-Stein gegen die Stätte, wo die Arbeiter und das Schirmdach waren, so daß der Schirm und die Beschirmten zugleich zerschmettert wurden. Allein andre Arbeiter, besser besorgt und von der Arbeit selbst beschützt, drangen desto unablässiger in die Mauern ein, so daß die Besatzung mit krachender Mauer es gewahr wurde, daß sie nicht lange mehr Sicherheit im Schloß hätte; sie riefen demnach hinaus, sie wollten sich auf Gnade ergeben. Man machte nichts Schriftliches; daher konnte Jeder Ausleger seiner Worte seyn. Unsere Einheimischen sagen Alle, man habe ihnen das Leben verheißen; allein als sie nun aus ihrer Besatzung heraus krochen, wurden sie gefangen und zum Tode zubereitet. Im offenen Kriegsrathe gab Itel Reding die erste Meinung, daß die ganze Besatzung (einen jungen Knaben und einen alten Mann, beide wegen ihres höchsten

16 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,

und niedrigsten Alters ausgenommen), 62 Mann stark, sollte enthauptet werden. Nur der Hauptmann von Zug bezeugte, er könnte und wollte Alle schonen; hätte Jemand gefehlt, so wäre es der Hauptmann, unter dessen Dienst sie gestanden. Reding ward aufgebracht über die so unbesonnene Milde, wie er es nannte. Es entstand ein Streit, der in einer so wichtigen Handlung noch ungeziemender war, und kaum gestillt wurde. Die Mehrheit fiel dahin, wo die Grausamkeit vorangegangen war. Da Hans von Landenberg gebunden vor dem Kreis vorbeiging, sagte er: „Wenn standhafte Treue am Vaterlande eine solche Strafe verdient und auch Zusagen triegen, so sättiget euch mit meinem Blut, und gönnt diesen Unschuldigen das Leben. Was geschehen ist in diesen heißen Wochen, wo wir bey einander eingesperrt waren, das ist auf meinen Befehl geschehen; ich habe der Stadt nicht verschont. Ich habe den Altarstein herunter geschmettert und die Arbeiter zermürst; Ich habe den Widerstand besorgt und die Schüsse angeordnet und geleitet — so nehmet denn mein Blut und rächet im Ursprung alles, was Euch zum Schaden geschehen ist, an mir; aber diesen armen Miethlingen lasset das Leben, und höret das Flehen eines Mannes, der standhaft zum Tode geht, den er alle Tage in seinem schweren Berufe erwartet hatte“. Aber es hieß: Nein, Alle, Alle müssen die gleiche Strafe erdulden. Da Landenberg nun zu den Anstalten des Todes herbetrat, kehrte er sich zu den Gefährten seiner Gefahren und seines Todes, und sprach: „Weil es denn des Ewigen Wille ist, daß wir Alle fallen, und ich

Euch mit meinem Flehen nicht retten kann, so will ich Euch auch im Tode vorgehen, wie ich es im Leben that. Alle müssen zusehen, wie ihr Führer erblasset; Alle müssen überzeugt seyn, daß ich kein andres Schicksal wünsche und habe, als ein jeder aus Euch. Auch der Gedanke soll ausgelöscht seyn aus allen Gemüthern, daß ich zuletzt wohl noch Gnade finden würde. Nun, gehe ich hin, wo mein Schicksal auch Euch erwartet, Ihr aber folget tapfer nach!“ Damit kniete er hin und empfing den tödtlichen Streich; und so mußten Alle folgen. Der Unglückliche, der sie schlachten mußte, hielt einige Male ein, und bat, ihn mit der weiteren traurigen Arbeit zu verschonen; aber Reding sagte im Zorn: „Fahre fort! Muß ein Andern kommen, so fängt er bey deinem Kopf an, und schont der Andern doch nicht.“ Die Fackel mußte noch, da der Tag hingewichen war, die grausamen Thaten beleuchten. Eine unzählbare Menge der nächsten Verwandten, Nachbarn, Weiber und Kinder umringten den blutigen Kreis. Ben Jedem, der fiel, war Jammergeschrey und Händeringen, und das Blut lag tief auf den zertretenen Wiesen. Der wirklich Edle von Bonstetten ließ die Leichname alle nach Uster führen und daselbst begraben. Nur Hans von Landenberg und seine Diener wurden in der Gruft, die diesem edeln Geschlechte eigens gehört, beigesetzt. — Wo blieb da das Mitleiden der Eidgenossen, das sie oft sonst bezeugt haben? Die langen Kriege, und die dadurch immer höher steigenden Leidenschaften hatten die Gemüther verwildert; und da die erste Stimme, der man schon lange so viel

18 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,

Ansehen eingeräumt hatte, in Härte voranging, und die Andern nur Gehülfen waren, wurden viele Gesinnungen zurückgedrängt, und Viele geschreckt durch das Beispiel des gutmüthigen Hauptmanns von Zug. Die im Schloß gefundene hingeflüchtete Haabe von Werth wurde getheilt. Eschudi sagt, von dem an habe es den Eidgenossen nicht mehr glücken wollen. Diese Belagerung hatte fünf Wochen gedauert. Zwar war nicht immer die ganze Zahl der Krieger unverwandt vorhanden. Sie theilten sich in kleine Corps, die das nahe liegende Land nicht schonten. Herr von Rechberg mit vielen Reisigen verhinderte sie oft an ihren Thaten, und nahm ihnen Gefangene weg. Die Züricher konnten die vielleicht verlangte Hülfe nicht leisten; uneinig und verlegen über ihre eignen Thaten, hatten sie nicht die Kraft, den Pannern aller Eidgenossen auf offenem Felde zu widerstehen — und sparten sich auf eine eigne Gefahr.

Nachdem die Eidgenossen mit schweren Gefühlen von Greiffensee abgezogen waren, machten sie ihren Rückzug unter verschiedenen Verheerungen, die sie noch verübten, wie das der Krieg oft mit sich bringt, und ihr Andenken blieb bey den beschädigten Einwohnern desto schwerer zurück. Doch kehrten sie endlich Alle nach Haus.

Nicht lange hernach, als die Waffen eine Weile ruheten, zog ein Ausschuß von Reisigen aus Zürich mit Völkern von Winterthur und aus dem Thurgäu nach Regensberg, und machten ihre Ankunft mit Verheerung um das Städtchen kund. Die von der Besatzung ließen sich heraus, die Gewaltthat zu verhins

dern; allein da sie merkten, daß sie sollten umzogen werden, rückten sie wieder in die Stadt ein. Zwei Verspätete fielen. Dieser Auszug hatte keine andern Folgen, als die heimgekehrten Feinde wieder aufzuwecken und zu neuen Thaten zu vermögen. Denn da das den Eidgenossen kund wurde, versammelten sie sich zu Luzern, und beschlossen, was schon zu Kloten in Vorschlag kam, die Belagerung von Zürich selbst vorzunehmen, zu dem Ende nächstens zu Baden zusammen zu kommen, und dann das Weitere zu beschließen. So bereiteten sich die Eidgenossen, welche ehemals bei Belagerungen unserer Stadt, die Fremde begonnen, mit ihrer Hülfe alles abzuwenden sich bestrebt, und ihren Verbündeten zu Hülfe eilten, dieselbe Stadt nun selbst feindlich zu umgeben, und, was einem belagerten Ort wiederfahren kann, ohne Schonung über denselben ergehen zu lassen. Aber die weise Vorsehung wandte es ab.

Indessen hatte das Gerücht, das immer die Sache höher ausgiebt, als sie an sich selbst ist, diesen Auszug, der beynahe ohne Absicht, wie ohne Erfolg war, so entstellt, daß die Eidgenossen nicht schnell genug ihre Waffen ergreifen zu können sich beredten, und die höher gelegenen Orte im Herunterziehen nach Baden mit einer Art von Furcht begleiteter Neugierde aller Orten befragten, wie stark der Auszug gewesen, und wie groß der Schade sey?

So kamen Luzern, die drei Waldstätte, Zug und Glarus auf verschiedenen Wegen nach Hönck *), wo

*) Eine Stunde von der Stadt gelegen.

sie alle, wohl unterhalten, verweilten, bis sie Nachricht erhielten, daß die Berner nicht ferne mehr seien; da begaben sie sich Alle nach Baden. Hier ward noch einmal beschlossen, die Stadt Zürich, welche als eine Vormauer des ganzen Vereins ehemals angesehen wurde, zu belagern. Die Völker vertheilten sich. Die Einen zogen dem linken Ufer der Limmat nach, wie Bern, Solothurn und Zug mit ihren Hülfsvölkern aus der Grafschaft Baden und den freyen Aemtern, und lagerten sich vor der kleinern Stadt, an der Sihl, im Kloster Selnau, und bis gegen den See; am rechten Limmathufer hinwieder die Andern, Luzern, die drey Waldstätte und Glarus; diese nahmen ihr Lager und Aufenthalt vor der größern Stadt; Luzern bey St. Leonhard und an dem Zürichberg, Schwyz und Glarus hart an Luzern, und auf dem Hottinger-Boden, Uri und Unterwalden zu Stadelhofen und am Seefeld. Der See blieb offen, doch nicht ohne Gefahr der streifenden Völker auf Schiffen. So war die Stadt von Völkern umringt. Doch mag man auch nicht selten an die herrliche Lage, an die erhaltene Wohlthat und Treue, an die alten Zeiten mit Wehmuth gedacht haben.

Um diese Zeit hatte der Probst von Zürich, nach dem Auftrage der Obrigkeit, von vielen Priestern und andern Leuten Zeugnisse aufgenommen, wie der Eidgenossen Krieger mit den Heiligthümern der Kirchen und ihren Zierden und Gefäßen schändlich umgegangen. Diese weitläufigen Verhöre gab man hernach den abreisenden Gesandten auf den Reichstag mit.

Hatte nun Zürich bis dahin in seinen kriegerischen Unternehmungen immer zwar viel Tapferkeit gezeigt — aber ist es entweder von seinen fremden Gehülfsen gar nicht, oder nicht zu rechter Zeit unterstützt worden — oder hat ihr eigener Landmann, aus guter Absicht, sein Land zu bedecken, mit der sonst wohl angewandten Kraft, nicht nach der Obrigkeit Willen und mit voller Unterstützung durchdringen, und den Kampf bis zum Siege bringen mögen — waren die gemeinsamen Kräfte, beim Stillstehen des Feindes, meist nur zur Zerstörung angewandt worden, und gaben sie jenem nur Anreizung, seine Macht neuerdings anzuwenden — so ist hingegen bey dieser Belagerung Alles mit weiser Vorsicht, mit der genauesten Treue, mit einem Gehorsam, der nie versagt ward, und mit der besten Eintracht, die nur das Gefühl der Jedem vor der Thür stehenden Gefahr mitbringt, verrichtet worden. Zu einem allgemeinen Hauptmann wurde Herr von Rechberg, ein thätiger, kluger, keine Gefahr scheuender Mann, dessen Schritte nicht alle nach der ernstesten Sittenlehre abgemessen, oft rasch eindringend, unschonend waren, der aber dennoch seiner Pflicht getreu blieb, erwählt. Daraus könnte man schließen, daß die Herren von Hochberg und Hallwyl sich damals nicht in der Stadt befanden. Den letztern haben wir oben abreisend bemerkt; er hatte aber einen Sohn gleichen Namens zurückgelassen, davon finden sich einige Spuren. Hochberg war wahrscheinlich dem Kaiser, der sich Nürnberg näherte, wo er einen Reichstag halten wollte und wirklich hielt, mit unsern Gesandten, Heinrich Schwend und Rudolf von Cham

abgereist. Von unsern Gesandten werden wir unterweilen ihre eignen Nachrichten anführen, die noch vorhanden sind. — Hier in der Stadt aber war dem allgemeinen Hauptmann noch ein Kriegs Rath von 12 Mann zugeordnet; nämlich 4 von dem Adel, 4 von den Bürgern, 4 von dem gemeinen Kriegsvolk. Aus allen diesen Klassen nahm man die geschicktesten, redlichsten, treuesten am Vaterland, die man finden konnte. Diesen Zwölfen gab man volle Gewalt. Dieselben machten zuerst ein Verzeichniß von der ganzen Mannschaft, Bürgern und Landleuten, da nämlich aus dem noch nicht eroberten Gelände vieles Volk, berufen oder unberufen, sich in der Stadt eingefunden hatte. Hierauf ward das Volk nach den Zünften eingetheilt, die Verfassung zu ehren; wobei man jeder Zunft, nach ihrer Größe, 40 bis 60 Mann zugab, unter den Landleuten nach eigener Wahl anzunehmen, damit der Bürger und der Landmann jeder seine Pflicht gleich thue, und jeder die Gefahr gleich theile, und also jeder gegen den andern Zutrauen, Herz und Willen hätte. Auch sagen unsere Zeitbücher, daß in diesen Tagen keinerlei Zwenracht mehr in der Stadt herrschte. Dann ward ein allgemeiner Hauptmann für jede Zunft, auch, nach Beschaffenheit der Waffen, drey besondere Hauptleute, nämlich einer für die Schützen, einer für die langen Spieße, und einer für die kurzen Wehren, geordnet. So hatte es eine Beschaffenheit mit den Zünften. Da aber mehr Mannschaft ab dem Land vorhanden war, als man zu Ergänzung der Zünfte brauchte, wurde dieselbe nach den Orten in Compagnien eingetheilt, und hatte jedes

Dorf, oder was dazu gehörte, einen allgemeinen Hauptmann, und drey nach den Waffen, wie die Zünfte. Die Namen der Gemeinden sind: Ehrlibach, Rüßnacht, Zollikon, Hottingen, Ober- und Untersträß, Wipflingen, Schwamendingen mit seinen nächsten kleinern Gemeinden, Rümlang, Wollishofen, Meilen, Uster, Utikon, Weiningen mit den kleinen Dörfern dieser Herrschaft, Bülach, das Amt Regensburg, Andelfingen, Waltelingen und Thalweil. Merkwürdig ist, daß aus der Grafschaft Kyburg niemand zugegen war; es mußte denn in einem Verzeichniß österreichischer Mannschaft, die mir aber abgeht, enthalten seyn, da es doch gewiß ist, daß bey dem letzten Auszuge nach Regensburg dergleichen Mannschaft in der Stadt war. Aus dem Freyamte ist ebenfalls kein Volk in dem großen Verzeichniß enthalten; aber aus einer andern Schrift erzeigt sich, daß jede Gemeinde aus diesem Amte ihren Beitrag geleistet. Vielleicht hat man das im Stillen gehalten, weil dieses Land am meisten dem Feind ausgesetzt war. Auch wurden zwey Schiffe mit ihrer Mannschaft in das große Verzeichniß gezogen. Das erste hieß Schwandens Schiff; auf diesem waren 84 Mann, die wir nach Namen und Geschlecht kennen. Das zweyte hieß Heinrich Meyers Schiff, mit 40 Mann, eben so verzeichnet, wie die vorigen. Wahrscheinlich ist, daß diesen Schiffen noch andre bengeordnet waren, die Mannschaft zum Theil darin zu versorgen, und im Fall der Noth behülflich zu seyn.

Die ganze, bey der Belagerung gebrauchte Mannschaft bestand also in

24 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,

458 Schützen,

649 mit langen Spießen,

1602 mit kurzen Wehrinen (Gewehren),

124 in beyden Schiffen,

160 etwa aus dem Freyen: Amt,

61 mit Büchsen,

Summa 3054 Mann.

Dann ward um die ganze Stadt aus jedem Thurm und Bollwerk, zuerst eine Zahl Leute verordnet, und auch auf der Mauer, die von jedem Thurm oder Bollwerk bis zum andern gehet, bewaffnete Mannschaft gestellt, davon ebenfalls ein besonderes Verzeichniß vorhanden ist. Die Thürme und Bollwerke wurden in Ordnungen abgetheilt, deren fünfse waren. In einigen waren nur wenige Thürme oder Bollwerke begriffen, die aber viele Mannschaft ersoderten. Im andern waren viele Thürme und Bollwerke angesetzt, nur mit weniger Mannschaft versehen. Bey einigen war viel Gefahr, bey andern weniger. Vier und zwanzig Stunden hatte man auszuhalten, dann wieder so viel Stunden Ruhe. Aller Dienst war aus Zünften und Gemeinden vermischet; so lernten sie einander kennen, vertragen, und sich beholfen zu seyn. In der Stadt sollte allgemeine Stille herrschen; daher ward der Gebrauch der Glocken untersagt. Zuerst war bey dem Ablösen eine Glocke gezogen worden, aber bald nicht mehr. Es war nicht erlaubt, außer den Mauern mit jemand zu reden. Den nahen Bogtehen ward durch ihre Bögte angezeigt, daß sie jeden neuen oder bedenklichen Schritt des Feindes ungesäumt anzeigen sollten.

Den Seckelmeistern trug man auf, die Kirchthürme mit Männern zu besetzen, die gutes Gehör und gutes Gesicht, in die Weite zu horchen, oder zu sehen hätten. Zwen Thore wurden erst des Morgens um 9 Uhr geöffnet; bey jedem waren zwen Mann, der eine von Außen den Leuten Bescheid zu geben, der andere oben bey dem Gatter, der auf jeden Wink des Andern das schwere Gegitter herabließ. Nur bey'm Thor am Kennweg waren zwen vor Außen und zwen auf dem Thurme. Wann die große Glocke angezogen wurde, als bey dem abgeredten Sturmzeichen, sollte jedermann an seinen bestimmten Ort in Eil bewaffnet sich verfügen. Den Borrath zu schonen, der, wie es scheint, auf beyden Seiten nicht so beträchtlich war, sollte jeder sich enthalten zu schießen, er sähe dann den Feind oder mehrere in einem Abstand, so daß er mit seinem Schuß sie erreichen möge. Mit den Zunftmeistern ist zu reden, daß sie eine Wache junger Bürger für das Rathhaus anordnen möchten. Eine weise Kriegs-Ordnung, die vormal's schon von dem von Hochberg und dem Rath errichtet worden, wurde von Neuem bekannt gemacht, da besonders auch, den Leichnamen zu verschonen und sie nicht zu mißhandeln, ernstlich angeordnet wird. Endlich ist nicht zu zweifeln, daß Hochbergs Rath, den er unserer Stadt noch von Winterthur zuschrieb, sich mit Lebensmitteln und allem Nöthigen zu versehen, sey befolgt worden. Denn es ist keine Spur, daß ihr etwas während der Zeit der Belagerung gemangelt habe. So viel habe ich von den vorläufigen Anstalten zusammen bringen können.

Nun komme ich auf die Thaten selbst. Zu wünschen wäre, daß ein Tagebuch vorhanden seyn möchte, wie ich von der Belagerung einer andern schwächern Stadt ein Bedeutendes gesehen habe; aber in Ermangelung dessen, habe ich meist Bullingern gefolgt, der sich darüber noch am Zuverlässigsten erklärt; das Uebrige habe ich aus Urkunden gezogen. Darüber vereinigt sich Alles, daß viele Ausfälle von der Stadt, bald auf der, bald auf dieser Seite derselben, fast täglich, sagen Einige, gemacht worden; und ich fand eine Anordnung des Volks, wie es in Reihen stehen sollte, die wahrscheinlich auch für einen Ausfall bestimmt war. Denn man sah ab den Thürmen und den Anhöhen der Stadt leicht, wo etwa die Feinde müßig oder zerstreut waren, so daß man sie leichter überfallen konnte, ohne Schaden zu nehmen. Unterweilen gab es Gefechte, die zu beyden Seiten fast nie ohne Verlust abliefen, besonders bey den Feinden. Zehen Wochen und drey Tage währte die Belagerung; einige Tage Stillstand, oder bis nach Aufkünden, machte man oft unter sich aus. Andere Tage flossen dahin, ohne daß viel geschehen. Vierzig Jünglinge, die sich fühlten und keine Gefahr scheueten fürs Vaterland zu unternehmen (sie nannten sich Böcke), verbanden sich, mit List und Muth den Feinden allen möglichen Abbruch zu thun. Bald wußten sie eine Beute von 40 Stieren den Feinden abzugewinnen und in die Stadt durch Abwege zu treiben; bald überwältigten sie mit ihrem raschen Anfall die Fuhrleute eines beträchtlichen und kostbaren Weinvorraths, den man dem Berner-Lager zuführen wollte, und brachten die Fuhre

dem See zu, welche so in die Stadt gelangte. Jene fortgesetzte Gesellschaft besteht jetzt noch, hat einen Zusammenkunfts-Ort, ein eignes Vermögen, und jeder Theilnehmer hat seinen Schild, der geerbt oder angekauft wird.

Ehe der Berner großes Geschütz angekommen war, schoß man schon aus kleinerem Gewehr gegen einander. Das, welches ab den Mauern abgeschossen wurde, wo man bedeckt war, hatte den Vortheil. Doch hatten die von Außen auch ihre Schanzen und Bedeckungen gemacht, so daß sie nicht immer den Schüssen gleich ausgesetzt waren. Als nun das große Geschütz anlangte, ging es stark mit Beschießung der Stadt an. Manches Dach wurde zerschmettert. Die Feinde zielten viel auf den Peters-Thurm, der ihnen so vorstand, und auf den Carls-Thurm (den konnten sie nicht leiden). Auch das Rathhaus ward beschädigt, doch ohne große Bedeutung. Indessen ward auch von der Stadt nicht gesehert; man zielte nach den feindlichen Schanzen und nach dem Lager. Am meisten richtete man bey Ausfällen aus. — Nachdem die schwere Arbeit mit dem großen Geschütz, vermischt mit dem Kleinen, nun einige Zeit so unverdrossen verrichtet ward, stand sie stille. Da sie schon im Lager etwas abgenommen hatte, da suchten rasche Jünglinge aus den Böcken, bey einem Ausfall, das große Geschütz der Berner wegzunehmen oder es unnütz zu machen; es war aber keins von beiden zu erhalten, doch kamen jene unbeschädigt zurück. Das Stillstehen aber entstand daher, weil man auf beyden Seiten keinen Ueberfluß zur Unterhaltung des steten Feuers mehr hatte;

damit zerfielen die Leute im Lager in eine ihnen selbst beschwerliche Unthätigkeit, und geringere Unterhaltung der Uebung in Waffen. Darüber wurde das Kriegsvolk mißvergnügt, und begann laut zu murren: „Mit Zusehen (hieß es) werden wir die Stadt nicht gewinnen; ist keine Arbeit hier, wäre dort (bey Haus) viel zu thun. Ist denn das die große That, und die sichere Beute, die man uns versprach, daß wir um die Hecken sitzen und müßig sind“? Dieser Leute Murren, das bald in offenen Aufstand, oder willkührliche Entfernung ausgebrochen wäre, erweckte die ganze Aufmerksamkeit der Führer, und sie nahmen es in Berathung, dem Volk mehr Arbeit zu geben und seinen Troß mit Gefahr zu bannen.

Frühe, bald nach ihrer Ankunft, hatten die Eidgenossen eine Brücke über die Limmath geschlagen, eine halbe Stunde von Zürich; vermittlest dieser konnten sie alle Absichten einander mittheilen, und sogar einander Hülfe zusenden.

In einem vollständigen Rath der Führer, welche um die Stadt lagen, brachten sie den Tumult der Krieger in ihre Berathung, und beschlossen, etwas gegen die Stadt zu unternehmen. Sie wollten nämlich des Otto Werdmüllers, eines angesehenen und redlichen Mannes nahe an der Stadt gelegene Mühle anzünden. Dann sollten 1000 Mann bereit seyn, wenn man aus der Stadt zu Hülfe eilen würde, in dieselbe zu dringen, da dann von der andern Seite, wo Luzern und die Waldstätte waren, auch mit Macht zgedrungen werden sollte. Morndes geschah der Brand; aber bey Lebensstrafe ward verboten, aus der

Stadt zu Hülfe zu eilen; deßwegen aber blieb Werdmüller nicht ohne Beystand; mit seinen Knechten und dem Zulauf von 27 Mann aus benachbarten Freunden setzte er sich denen, die sein Haus zerstören wollten, zur Gegenwehr, und jene hielten sich alle so tapfer, daß sie den einbrechenden Feinden die Stirne bothen, und seine Mühle freylich hart beschädigt, aber nicht ganz zerstört wurde.

Im Fall, daß der erste Plan, mit dem Brand der Mühle, nicht den Erfolg hätte, den sie wünschten, ward abgeredt, einen allgemeinen Sturm auf die Stadt zu thun. Davon mußten die inner den Mauern Kunde haben; denn sie hatten so viel zum Empfang bereitet, was hernach die beste Wirkung that. Darnämlich die Belagerer mit großem Geschrey und Schießen den Mauern sich näherten, waren volle Kessel mit geschwelltem Kalk überall vorhanden; den warf man auf die Feinde; dies verbreitete einen Rauch, daß sie nichts mehr sehen konnten, und der sie auch in die Augen brannte. Unten waren Fußangel gelegt, in die sie traten. Mit feurigen Pfeilen, mit Kugeln voll Brandmaterie, mit heißgesottenem Wasser, das die Weiber (die wie die Männer sich anstengten), immer bereit hielten, und das man über die Köpfe der Anrückenden goß, mit unablässigem Schießen, wurden sie tapfer empfangen, so daß sie, ohne weiteren Zudrang, mit Schande sich zurückziehen mußten, und Zürich sich seiner Vertheidigung dennoch mit der Mäßigung freute, die denen geziemt, die noch von Feinden umgeben waren. Die ganze Geschichte dieser Tage machte der Stadt bey allen, die sie vernahmen,

30 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,

wahre Ehre. So ist das Gelingen, hieß es, einmal auf ihre Seite gefallen.

Mittlerweile das in Zürich vorgefallen war, eilte Rechberg, der nicht gern in verschloßnen Mauern wohnte, weg, oder er war vorher von dem Kaiser berufen, um mit einem andern Ritter dem Dauphin entgegen zu reiten, und dessen Ankunft zu befördern. Zu der Zeit geschah' eine That, die Entsetzen und Schauer erregt. Thomas Falkenstein und sein Bruder nährten einen Haß gegen die Stadt Bern, das für, daß diese ihrem Schwager ein ansehnliches Lehen entzogen hatte; das wollten sie rächen, und sandten Bern einen Absagebrief zu, den der Schuldheiß nicht frühe genug eröffnete; sie dagegen zögerten nicht, mit ihren Verbundenen, unter welchen auch Hans von Rechberg, und der junge Thüring von Hallweil mit vielen andern Edeln sich befanden, auf die Stadt Bruck ein grausames Vorhaben auszuführen. Thomas Falkenstein kam nämlich in der Nacht nach Bruck, und sagte dem Wächter, er müßte eilend nach Zürich. Der Wächter, solchen Durchreitens zu allen Zeiten gewohnt, öffnete dem Bekannten das Thor; dieser aber stieß ihn todt nieder, und gab seinen Mitverbundenen zu der abscheulichen That das Zeichen, so daß sie Alle in die Stadt einrannten und sich ihrer bemächtigten. Viele der vornehmsten Bürger nahmen sie gefangen, plünderten die Häuser, und, nachdem sie die Kinder außer die Stadt zu den Linden bringen lassen, wo sie nicht mehr in Gefahr waren, von den Müttern verlassen zu werden, zündeten sie den Ort an, nahmen die Gefangenen mit sich nach Lauffenburg, und ließen sie da in

ein scharfes Gefängniß werfen. Falkenstein wollte alle umbringen lassen, Rechberg aber wehrte es ihm: „Du hast ja genug Elende gemacht“! „Aber für die von Greiffensee sollen sie büßen“. „Laß doch das, es ist genug Elend dort geschehen; ahme das Bessere, nicht Grausamkeit nach“. So der von Rechberg. Von da begaben sie sich nach Farnsburg, das dem von Falkenstein zugehörte.

Da diese abscheuliche That in Zürich vernommen ward, zogen die von Solothurn schnell hinweg, das Schloß Gösgen, welches ebenfalls dem von Falkenstein gehörte, einzunehmen; das geschah auch so schnell, daß dessen Gattin, treu gewarnt, kaum entfliehen konnte, und bey ihrem ersten Umsehen das Schloß schon in vollem Brande stand. Aber angelegener war den sämmtlichen Eidgenossen, das Schloß Farnsburg zu belagern, wo die ganze Rott der Edeln, die zu Bruck das Unglück angerichtet, verschlossen war. Daher zogen bey 600 Mann von den Belagerern von Zürich weg nach diesem Orte, wo auch die von Solothurn nach verrichteter That zu Gösgen hineilten. Durch diesen eilenden Zug nach Farnsburg ward unsere Stadt um Vieles erleichtert, so daß sie weniger von den Feinden beschwert wurde, und hingegen in ihren Unternehmungen, Ausfällen und Beschützung des Landes mindern Widerstand fand.

Es scheint nicht außer dem Wege, die Briefe unsrer Gesandten zu Nürnberg, in ihrem wesentlichen Inhalte hier einzurücken, da sie über Vieles Aufschluß geben. „Zuerst entschuldigen sie sich wegen verzögerter Nachricht, weil sie Wichtigeres zu melden hätten.

» Dann berichteten sie des Kaisers Ankunft mit den Herz-
 » zogen Albrecht und Sigmund, und andern Fürsten
 » zu Nürnberg. Doch macht das ihnen Mühe, daß
 » so wenig von den wichtigsten Gliedern des Reichs
 » vorhanden wären, die diese Angelegenheit ihrer Auf-
 » merksamkeit würdigten. Bei dem Kaiser fanden sie
 » bald ungehinderten Zutritt. Mit vieler Huld nahm
 » er sie auf. Sie eröffneten mit Wehmuth, was die
 » Stadt schon ausgestanden, und ihr weiter noch be-
 » vorstehe, wo ihnen nicht mit Eile geholfen werde.
 » Der Kaiser vergönnte ihnen alle Aufmerksamkeit.
 » Er sagte: Sie sollten morgen vor der Reichs: Ver-
 » sammlung erscheinen, und ihre Angelegenheit schrift-
 » lich eingeben. Morndes erschienen sie, und, nach ei-
 » nem kurzen Vortrag, ward der ganze Hergang der
 » Sache mit der innigsten Bitte um gnädige Hülfe
 » verlesen. Sogar wollte der Kaiser, daß das Zeu-
 » gen: Verhör über das Betragen der Eidgenossen in
 » Kirchen und mit dem Heiligthume auch angehört
 » würde, so wie es wäre. Vielen Anwesenden gingen
 » die Augen über. Hierauf ward ein ansehnlicher Aus-
 » schuß ernannt, die Sachen zu berathen, und den fol-
 » genden Tag das Berathene zu hinterbringen. Thü-
 » ring von Hallwyl, der Alles wußte, war auch von
 » den Ausgeschossenen. Folgenden Tages sollte der
 » Rathschlag zum Abschlusse bereitet seyn. Dieser er-
 » folgte, und der einmüthige Schluß ging dahin, daß
 » der Bischof von Augsburg, ein Gelehrter (Meister
 » Johann), Friedrich von Hochberg, und ein von
 » Starenberg mit Thüring von Hallweil ungesäumt zu
 » dem Dauphin sich verfügen, und ihn ersuchen sollten,

„seinen Zug zu beschleunigen. — Dann berichten die
 „Gesandten weiters: Die Annäherung dieses Kriegs:
 „volks sey gewiß; sie ermahnen daher zur Geduld,
 „und zu bester Hoffnung, daß bald werde Rettung
 „geschafft werden. Der Kaiser wisse schon von der
 „Belagerung von Farnsburg.“ Der Brief ist von Un-
 „ser Frauen Abend im Augsten.

Ein zweyter Brief war nur wenige Tage nachher
 abgegangen, und berichtet: „Daß die Gesandten an
 „den Dauphin schon abgereist seyen. Der Herzog
 „Albrecht habe ihre Mitgesandten von Winterthur,
 „Laufenburg, Waldshut und Sickingen geheissen nach
 „Hause gehen, und sich mit Speis und andrer Noth-
 „durst zu versehen. Sie aber hieß er verbleiben; sie
 „werden mit ihm reiten u. s. f. Sie unterlassen aber
 „nie, zu bitten, die Sache zu befördern; er habe
 „ihnen sagen lassen, in 2 bis 3 Tagen wolle er her-
 „auf reiten.“

In einem dritten Briefe melden sie: „Daß sie
 „immer an dem Herzog Albrecht arbeiten, ihn in
 „das Land zu bringen, der Tag wäre schon bestimmt
 „gewesen; aber er habe auf andre Fürsten warten
 „müssen, die mit ihm reisen wollen; es werde aber
 „gewiß geschehen. Der Kaiser und die Fürsten alle
 „rathen unsrer Stadt, sich eingeschlossen zu halten,
 „und nicht mit den Feinden sich zu schlagen, sondern
 „die Hülfe zu erwarten, die gewiß erfolgen werde.
 „Dann berichten die Gesandten, daß ein Reiter,
 „Hans von Landeck, bey dem Dauphin gewesen; er
 „seye gar willig, dem Kaiser und seinem Schwager
 „die Gefälligkeit zu thun, und diese sich auflehnen-

34 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,

„Feinde zu züchtigen; doch müsse er wissen, wo er
„Kost und Aufenthalt finde; alsdann hoffe er, die
„Belagerung von Farnsburg und Zürich aufzuheben.
„Dann sollte man den Herzog Albrecht berichten;
„denn man sage so viel Lügen, daß man nicht wisse,
„woran man sich halten solle. Dann wird noch Er-
„munterung und Hoffnung zu Rettung, wie immer,
„begefügt.“ (Samstag vor Bartholomäi.)

Noch zwei kurze Briefe finden sich. „In dem
„einen wird die Abreise des Herzogs mit dem jungen
„Herzog Ludwig von Bayern und dem jüngern Herrn
„von Württemberg berichtet. Das Uebrige ist lauter
„Freude und Zutrauen von der Hülfe, die der Stadt
„wiedersfahren, und die sie wieder aufrichten und her-
„stellen werde. Dann habe Hans von Rechberg sei-
„nem Bruder Ulrich geschrieben, daß er mit List von
„Farnsburg sich wegbegeben könne. Dieser Brief
„habe den Kaiser und die Fürsten hoch erfreut, und
„sey ihnen auch mitgetheilt worden.“ (Freitag nach
St. Bartholomäi.)

Der fünfte und letzte ist von Gunzenhausen (Sam-
stag nach St. Felix und Regula). „Zeigt ihre Abreise
„an, und daß der Herzog in Eile seine Reise beför-
„dere; sie, die Gesandten, werden bald anlangen.“

Aus diesen Briefen ist abzunehmen, wie gütig
und bereitwillig der Kaiser und die Fürsten waren,
wenn Noth und Wehmuth vor ihnen flehete; aber wie
bald sie Alles vergaßen, und selbst gegen das gleich-
gültig wurden, was sie anfangs mit Angelegenheit ge-
than und vertheidigt hatten, sobald Noth und Bit-
ten wieder ferne waren. Der Reichstag von Nürn-

Berg, der sonst für Zürich nicht behaglich angesehen wurde, hatte indessen doch die thätige Hülfe aus der Ferne befördert.

Da die Belagerung von Farnsburg am heftigsten war, und die in der Bese an ihrer Rettung verzagten, kam der Dauphin, so vielmal zum Anrücken ermahnt, endlich mit seinem Heer, von dem er schon auf Verlangen und nicht ungern einige Tausend Mann abgegeben (ich nehme die mittlere Zahl an) mit 35000 Mann an der Birs, unweit Basel an. Ob aus eigenem Trieb, mit den Eidgenossen sich unverweilt einzulassen, oder auf Verlangen der Fürsten von Oesterreich, oder auf das innige Flehen Hansen von Reckberg, der so viel schon bey dem Dauphin vermochte, ist ungewiß; aber ein Corps von 18000 Mann zog schnell weiter herauf; 10000 blieben zu Mutenz; 8000 zogen höher noch, und näher an Farnsburg, bis gen Brattelen. Da das die Eidgenossen vernahmen, rathschlagten die Führer, ob sie das Kriegsvolk hier erwarten oder nach Brattelen hinziehen, und jene dort angreifen wollten. Allein ihr eignes Kriegsvolk gab den Ausschlag, indem es vor Begierde brannte, mit den Neuangekommenen sich zu messen, und dies sogar mit Ungestüm verlangte. Da das nun nicht zu hindern war, schärfte man ihnen bey Eiden ein, nicht über die Birs zu gehen. Sowohl von dem ersten Zuzug nach Farnsburg, als von den Kriegern, die man aus der Belagerung von Zürich abgefodert hatte, nahm man bis auf 1200 (so sagt Eschudi, der zuverlässigste Beschreiber dieser Waffenthaten), von allen Orten die begierigsten und tapfersten; diese zogen früh Mor-

gens auf Brattelen, und griffen die da stehenden Krieger oder rannten sie vielmehr an; der Verlust von Vielen, die Wuth der Eindringenden, und die Schwäche des Widerstandes machten die Flucht bey dem Feind nothwendig. Die Eidgenossen rückten nach. Zu Mutenz standen 10,000 Mann frischer Völker, die mit den Zurückgezogenen sich vereinigten. Aber auch diese trugen die Eidgenossen, die bisher nichts gelitten, kein Bedenken, anzugreifen, und schlugen sie, nach einem harten Gefechte, in die Flucht, so daß sie sich zu dem großen Heer begeben mußten. Nun von zwey Siegen stolz, und begieriger als jemals zu einem noch größern Kampf, da auch die so leicht erhaltene Beute an Waffen, Lebensmitteln und Geld sie noch muthiger machte, achteten diese, wie zur Schlacht und zum Tode Geweihten keine Befehle und Ermahnungen ihrer Führer, auch den Eid nicht, mit dem sie Gehorsam angelobt hatten, noch die treuen Warnungen, die von allen Seiten ihnen zuströmten; und da sie jenseits der Birs das ganze Heer mit großem Geschütz stehen sahen, hielten sie unerschrocken den ersten Anfall von so viel schweren Schlünden, der Viele wegriß, nur mit mehrerer Wuth aus, wateten durch den Fluß, und einige blieben auf einer kleinen Insel stehen, wo sie ebenfalls dem Feind vielen Abbruch thaten. Aber die größte Anstrengung geschah bey dem Siechenhaus zu St. Jakob. Da stammten sich die Eidgenossen zuerst an die Mauer, um nicht umringt zu werden. Als sie aber Bedeckung bedurften, drangen sie in den Kirchhof, um beschützt von der Mauer zu seyn. Da suchten die Feinde einzudringen; viermal wurden sie

von den Eidgenossen zurückgedrückt und überwältigt. Da schonte man dem Volk nicht mehr, das Geschütz ward ganz auf sie gerichtet. Da fielen die Wenigen noch, die übrig geblieben waren, und die auf der Insel wurden gleichmäßig umgebracht. An die 6000 von den Feinden hinwieder blieben auf den Plaze, und die Eidgenossen erlagen alle nur unter der so vielfach größern Zahl. Einzig 16 flohen, und konnten in ihrer Heimath der Todesstrafe kaum entgehen. Das ist die Niederlage, die jeden Sieg mächtig überwiegt, da zur weitem Schlacht kein Schlachtfertiger mehr übrig war, und das kleine Heer 6000 Feinde niedergelegt hatte. Des Königs Sohn erstaunte über diese Riesenkraft, und wußte, da er Herrscher war, davon Gebrauch genug zu machen.

Den ersten und größten Eindruck verursachte diese Schlacht auf die Zurückgebliebenen bey der Belagerung von Farnsburg. Diese, darunter viele Berner waren (wie bey der großen Waffenthat an der Birs auch Viele sich fanden) wollten durchaus die Belagerung verlassen, was man auch sagte, ob sie denn das große Geschütz, das ihnen gehörte, dahinten lassen wollten? Ja, sagten sie, eher, als da zu verweilen, während dem etwas Ungutes in dem Vaterland entstehen könnte. So zerstreute sich das Volk, das noch vor Farnsburg lag, und das große Geschütz blieb stehen.

Als Thüring von Hallwyl, der bey den Herzogen weilte (da ihre Städte am Rhein das noch bestehende Heer der Fremdlinge aufzunehmen hatte, und dabey viel von der Raubsucht derselben leiden mußten),

unserer Stadt den Ausgang der schweren Treffenthat meldete, erkannte dieselbe ihre Rettung, und überließ sich einer großen Freude, da sie nun ihre Entledigung von der schon zwei Monate erlittenen Belagerung hoffen konnte, ja gleichsam vor sich sah. Die so lange mäßigen Glocken ertönten alle mit einmal und verkündigten ein großes Ereigniß, das die Belagerer noch nicht wußten und nicht begreifen konnten, bis daß auch ihnen die wichtige Nachricht kund gemacht ward.

Da erhielten die Berner, die noch vor Zürich lagen, mit einmal die Kunde, und den strengsten Befehl, die Belagerung aufzuheben und ungesäumt nach Hause zu ziehen. Auch hier entstand ein Streit. Luzern und die Nachbarn von unsrer Stadt verlangten ernsthaft, daß man bey einander bleibe und die Belagerung nicht aufgebe; sonst seyen sie, als die Nächsten, der Rache mehr ausgesetzt. Aber die Berner konnten dem ernststen Ruf ihrer Obrigkeit nicht ausweichen, zogen wirklich ab, und entschuldigten sich bey ihren Verbündeten, anders könnten sie jetzt nicht handeln. Da getrauten sich die andern nicht mehr zu bleiben, und zogen auch ab.

So warst du, meine Vaterstadt! einer langen Noth, die bald ernsthafter und dringender war, die du bald in Sehnsucht nach Rettung, dann in Erwartung derselben, bald ohne Hoffnung, bald wie mit einem Schimmer erheitert, immer in Unsicherheit über dein Schicksal zubrachtest, endlich entrissen. Nun konnten deine Einwohner, diese einträchtigen Vertheidiger deiner Vaterstadt, wieder die schönen Gegenden besuchen und durchwandeln, die ihnen so lange verz

schlossen waren; und die Landleute, die inner den Mauern und bey Ausfällen so viel Treue und Tapferkeit und Gehorsam erzeugt, durften nun bald ihre Heimath wieder betreten, und ihre Felder besorgen. Auch erhielt das Betragen der Stadt von Allen den vollkommensten Beyfall.

Eine Gefahr blieb noch übrig. Ob nicht das räuberische Heer, jetzt wüthender gemacht von dem vielen Verlust, tiefer in die Eidgenossenschaft eindringen, und da viel Schaden anrichten würde. Es mußte der Stadt darüber bange werden, da Hochberg in einem Briefe zu erkennen gab, Oestreich wünschte, daß dieser Leute noch mehr, zu Oestreichs und Zürichs Schutz, ins Land einrücken würden; wie denn schon Winterthur dafür aufgefodert ward, was auch die in den Städten am Rhein thun mußten, nämlich für eine große Mannschaft Brod backen zu lassen. Allein die Vorsehung leitete dieses Unglück von der Stadt und der ganzen Eidgenossenschaft ab. Und da Hochberg von den Herzogen an den Dauphin geschickt worden, dieses Nachrücken des fremden Heeres von demselben zu erbitten, fand er schon Gesandte von Bern und Solothurn mit dem Herzog von Savoyen bey dem Königssohn, die ihn dagegen baten, nicht weiter in der Eidgenossen Land zu dringen, sondern den Zug anderswohin zu leiten. Auch hatte dieser königliche Heerführer keine Lust, so wenig als sein Heer, noch einmal mit den Eidgenossen sich zu schlagen. So wurde diese Bangigkeit von unsrer Stadt und den Eidgenossen abgewandt; das Volk zerfloß ins Elsaß,

40 Johannes Schwend und Heinrich Schwend,
und verbreitete Schrecken und Jammer wo es hin-
kam.

Um diese Zeit machten die Väter des Conciliums in Basel, mit Zustimmung Hochbergs, einen Frieden auf 20 Tage für Alle, die in Waffen wären, und der hiemit auch die Eidgenossen und Zürich betreffen sollte. Er war aber mehr für Basel und die Kirchenversammlung und die dasigen Umgebungen gemacht, und sollte eben auch ein Ableiter für das fremde Volk seyn. Hochberg berichtete Zürich darüber, und die Väter in Basel sandten die Urkunde davon selbst ein. Aber unsre Stadt schrieb an Hochberg, daß sie diesen Frieden nicht annehmen könne, weil die Eidgenossen denselben nicht halten würden, vielleicht nicht einmal darum wüßten.

Als die Eidgenossen von der Belagerung von Zürich abzogen, hatten sie, wie von einem vorahnenden Gedanken betroffen, es möchte zuletzt auch Alles wiederkehren wo es zuvor gewesen, den Vorsatz gefaßt, das Städtchen Neu-Regensberg, und was sie dort herum eingenommen, wieder an Zürich zurückzustellen. Es war ihnen zu weit abgelegen, die Besatzung zu kostbar, die ganze Sache nicht so beträchtlich, hingegen Zürich nahe und werth; letzteres hatte schon jüngsthin einen Zug dahin gethan, das Städtchen zu erhalten. So zogen also die Eidgenossen ihre Besatzung zurück, und bezeugten damit ihre Absicht. — Die Einwohner dieser kleinen Stadt kamen und flehete, daß man ihnen den so leichten Uebergang an die Eidgenossen nicht zu hart aufnehmen, oder sie in der ungewissen Zeit verlassen möchte. Die Stadt Zürich

empfang diese Bewohner eines der anmuthigsten Berge (in einer Höhe des Vorgebirgs Jura, wo die ausgedehnteste Aussicht, ungleich, aber immer schön, die lebhaftesten Vergnügungen gewähret), mit Willen auf, und beherrschte sie wieder mit der väterlichen Gesinnung wie vorher und seither immer.

Hatten Luzern und Zug, die am meisten ausgesetzt waren, wenn sie von Zürich einige Rache zu erwarten hatten, ungern die Belagerung aufgehoben, so eilten sie auch nicht so streng nach Hause, sondern hielten sich jenseits dem Albis im Freyen: Amt noch länger auf, theils ihr eignes Land im Aug zu haben, theils zu erwarten, was Zürich thun würde, und die, so ihnen bey Ausfällen zugesetzt hatten, zu züchtigen. In dieser Absicht zogen sie noch die abziehenden Völker von Uri und Unterwalden ebenfalls an sich, und vermochten sie auch, noch zuzuwarten, was geschehen würde. Da aber dergleichen nichts erfolgte, nahmen sie denen im Freyen: Amt den Eid ab, behandelten sie etwas hart, und zogen dann ab.

In der Zeit hätte etwas Wichtiges, nach dem Verheissen von Oestreich, für Zürich geschehen sollen, wenn es mit mehr Nachdruck erfolgt wäre; so aber war es nur eine eitle Erscheinung ohne Frucht. Ueber rheinische Völker, dem Sarganser: Land vorüber gelegen, von Pludenz und dortigen Umgebungen her, fielen in die Grafschaft Sargans ein, das Land einzunehmen, Uznach und Gaster für Zürich zu gewinnen, und Rapperschweil freyere Lust zu machen. Der Graf widersetzte sich nicht, aus Ehrfurcht für den Kaiser. Bis an Wallenstatt waren sie schon vorge-

rückt, als die Glarner, die vorher Wesen und Quarten besetzt hatten, mit dem Panner dem Wallenstat:tersee nach hinauf zogen; so wie nun die letztern nachdrangen, wichen diese fremden Völker zurück, bis jene Alles wieder erworben, was sie vorher im Sarganser-Land besaßen, und alle diese überrheinischen Krieger abzogen, wo dann Graf Heinrich mit Schwyz und Glarus einen neuen Vertrag schloß.

Rapperschweil hatte lange in seiner Verslossenheit Mangel gelitten, und Zürich konnte ihm nicht helfen; aber entlediget von seiner eignen Noth, ließ letzteres dem erstern, nach wiederholten Bitten, Lebensmittel zugehn, und der Herzog Albrecht, der Oesterreichs Städte alle besuchen wollte, zog mit vielen Wagen und großer Bedeckung von Reifigen nach Rapperschweil, noch mehrere Bedürfnisse den Bedrängten zuzuwenden, ohne einigen Widerstand. Kaum war aber der Herzog mit seinen Leuten wieder entfernt, als die von Schwyz, nach ihrem immer genährten Haß gegen diese Stadt, einen großen Floß von zusammen verbundenen großen Stämmen Holz machten, der bis auf 70 Mann auf seinem sichern Boden tragen konnte. Mit demselben fuhren sie nach Rapperschweil, brannten einen Theil der langen Brücke, die über den See führt, ab, stritten mit denen, so sich herausgelassen, heftig, und bemächtigten sich aller Schiffe, die daherum zu finden waren, um, als neue Herren eines Theils vom See, durch die gewonnenen Höfe, auch gegen Zürich neue Feindseligkeiten zu üben, wie wir denn mehreres davon vernehmen werden.

Denn bald ereignete sich, daß die von Schwyz in einigen Schiffen nach Ehrlibach, 2 Stunden von Zürich, herunterfuhren, und in diesem herrlichen Weingelände die Weinlese selbst nach ihrem Willen zu halten, oder andern zu verkümmern, sich unterfügten. Keine Gefahr ahndend, ließen sie ihr Gewehr und Harnisch in ihren Schiffen liegen. Schnell ward das nach Zürich berichtet; der Landmann da herum durfte die fremden Wimmer nicht stören; desto eilender zogen zwey abgetheilte Haufen Krieger, der eine dem See nach, das Panner aber mehr den Neben zu, diesen ungebetenen Arbeitern den Lohn zu geben. Lange stritt die Zahl, die unten zu anrückte, allein mit den Feinden, bis endlich das Panner auch sich herabließ, und die Verwundenen zwischen zwey Feuer geriethen, so daß sie kaum noch, und mit großem Verlust, ihre Schiffe erreichen konnten, und am Ufer so stark gekämpft wurde, daß der See am Gestade vom feindlichen Blut roth ward.

Von Zürich aus war der Trieb stark, aber nicht nach Oestreichischer Absicht, die Stadt Baden einzunehmen, theils um diesen wichtigen Paß, wo Alles durch muß, was ins Aargau und weiter hinzieht, zu erhalten (da dort das Zusammentreffen der Gebirge eine Schlucht ausmacht, in deren Tiefen die Limmath brausend sich wälzt), theils den ehemaligen Sitz der Fürsten Oestreichs zu gewinnen. Dreyimal geschahen wichtige Anfälle gegen diese kleine, aber bedeutende Stadt, aber keiner gelang. Dreyimal machte man listige Anschläge, dieselbe mit Reisigen zu überfallen, oder ihr Volk ins freye Feld mit einem Hinterhalt

zu locken, oder sie geradezu anzugreifen. Aber es fehlte an Aufmerksamkeit der Unsern, oder die Vorsicht der Besatzung machte es mißlingen; denn die Stärke des Angriffs reichte nicht hin.

Eine Folge des Reichstags von Nürnberg war, daß, auf des Kaisers Begehren, von Fürsten, Städten und Adlichen den Eidgenossen mehrere Absagebriefe, aber freylich nicht so viel, als der Kaiser wünschte, zugesandt, und Uns so viel Hülfe verheißen worden. — So endete sich das Jahr, wo so schnell und so stromweis Blut vergossen wurde; von da an gab es keine so harten Ereignisse mehr, sondern nur weniger erbitterte Gefechte *).

(1445.) Nun treten wir in ein Jahr ein, das so große Waffenthaten, wie Belagerung und harte Niederlagen, wie das Vorhergehende, nicht mehr zeigt, aber desto mehr mit kleinen Streifzügen und Gefechten, die nicht weniger schädlich waren, benähe ganz erfüllt ist. Die Leidenschaften waren noch

*) Durch eine sehr merkliche Verschiedenheit in unsern Regiments-Büchern verleitet, sehen wir so eben, daß wir in den Benennungen der Bürgermeister, vom Anfang dieses Bandes an, bis hieher, in etwas irregegangen sind. Genauere Notizen hierüber zeigen, was folgt:

Von 1441 — 1442 waren Bürgermeister: Hr. Jakob Schwarzmayer und Hr. Johannes Schwend.

Von 1442 — 1445 Hr. Johannes Schwend und Hr. Heinrich Schwend.

Von 1445 — 1453 Hr. Heinrich Schwend und Hr. Johannes Keller.

mehr erhielt. Das Mißlingen der Belagerung Zürichs brachte den Stolz der Feinde auf; dann schmerzte der Verlust an der Birs, und die Freude, die man darüber hatte, und Zürich wollte auch, das Harte einer Belagerung noch empfindend, jetzt in dem freyen Feld nicht müßig seyn. Ferner hatte man weniger Rücksicht gegen Oestreich, und fiel in dessen Länder mehr als jemals ein. Da es sich mit dem Fortgange der Geschichte so trifft, werde ich zuerst die kleinen Ueberfälle, dann die größern Unternehmungen, und zuletzt die Versuche zum Frieden, die zwar nicht gelungen, aber doch das Gelingen befördert haben, nach einander beschreiben.

Der erste Streifzug geschah von Rechberg in das Freye Amt, um die Leute, die den Eidgenossen, welche von der Belagerung Zürichs zurückkehrten, sich zu schnell mit Eids-Pflicht ergeben hatten, zu züchtigen, und sie wieder an ihre alten Herren zu bringen. Daß er sie dießfalls wenig geschont habe, wie das denn überhaupt nicht seine Natur war, davon spricht ihn die Geschichte nicht los; vielmehr redet sie von mannigfaltigem, dort geschehenen Raub und Brand.

Hinwieder fielen die Schwyzer, nach ihrer neu-erlangten Schifffahrt, mit 600 Mann nach Zürich, und was um die Stadt und dem See nach für Gebäude noch standen, bis nach Zollikon, das wurde ein Raub der Flammen, und vorher der Plünderung ausgesetzt, ohne daß sie jemand störte.

Unerloschen war, auf einer andern Seite, die Bitterkeit gegen die Stadt Wyl, welche schon im ersten

Krieg Zürich schädigte, und die Hans von Rechberg schon einigemale, ohne Folgen, überfallen hatte; und desto freudiger führte er diesen Zug an, da auch Winterthur, Dießenhofen und Frauenfeld mitzogen. Was um die Stadt ihren Anfällen ausgesetzt war, brannten sie ab, und raubten viel Vieh, das eigne Bedürfniß damit zu unterhalten, und überhaupt was sich da vorfand. Als sie so beladen wegzogen, fielen die Wyler aus der Stadt, und wollten den Forteilenden den Raub abnehmen; aber Rechberg setzte sich in einen Hinterhalt, und überfiel die Vorrückenden unversehens; mit Verlust einiger ihrer Leute mußten sie sich zurückziehen, und jene theilten ihren Raub.

Wichtiger indessen war das Unternehmen der Eidgenossen, wozu die Appenzeller ihnen Rath und Anleitung gaben (denn sie kannten die Gegenden, die sie im ersten Zehend des damaligen Jahrhunderts so oft mit Krieg besucht hatten), nämlich über den Rhein zu gehen, und Vorarlberg, ein Land der Oestreicher, heimzusuchen. Schwyz mahnte alle Stände auf, so daß ein Heer von 4000 Mann, das sich im Rheinthal sammelte, in gedachtes Land übergieng. Ihre Gegenwart machten sie durch Brand am ersten Hause bekannt, das ihnen auffiel. Die dortigen Einwohner, nicht ungewarnt, setzten sich zur Gegenwehr; aber die neuen Ankömmlinge hatten mit solchem Geschrey und Gewalt sie angefallen, daß sie sich zurückziehen mußten. Die Eidgenossen zogen dann weiters gegen Feldkirch hin, brannten die dortige Altstadt ab, wo sie übernachtet hatten, und nach einem langen Zug, dem Rhein nach herab, bis er in den Bodensee fällt, war

kein Dorf, keine Stadt, die sie mit den gewohnten Künsten des Kriegs, die damals überall gebraucht wurden, nicht beschädigten, und ihrer besten Haabe beraubten. Dann kehrten sie wieder ins Rheinthäl zurück. Das Volk, an dessen mildern gesegneten Alpen sie sich jetzt lagerten, hatte ehemals länger und siegreicher die ennertheinischen Länder mit ihren Fahnen durchstreift.

Nun war es wieder an Zürich, etwas zu wagen, und die Städte, welche ehemals sich zur Treu ergeben hatten, wie Bremgarten, Mellingen, Baden, waren Zürich und auch seinen fremden Verbündeten angelegen, solche wieder zu erhalten. Dermal gieng der Zug unter Bremgarten hin; das Fußvolk wurde in Wagen, wie sie der Landmann braucht, über die Reuß bey der Nacht gebracht. In dem Dorfe Gößlikon erstachen sie die Wächter, und handelten nach Gewohnheit zum Verderben des Volks, so wie auch in dem nahen Ober- und Niederweil; sie hofften, Bremgarten werde, das zu hindern, sich herauslassen, und stellten einen Hinterhalt, dessen Bürger zu überfallen; aber diese hielten sich ruhig hinter den Mauern, denn es mangelte ihnen an Lust und Geschick. So zogen jene wieder den Weg zurück, wo sie gekommen waren.

Wie viel hatte sich verändert? Thüring von Brandis, ein Erbe des Grafen von Zöckenburg, und Verbündeter von Schwyz und Glarus, so wie Graf Heinrich von Sargans, ein Landmann von diesen beyden Ständen, war jetzt den Eidgenossen so verhaßt geworden, weil sie dem Kaiser anhiengen, daß sich

das kaum von Borarlberg zurückgekommene Heer derselben entschloß, den von Brandis zu schädigen und Sargans zu überfallen; desnahen zog sich dieses Heer dem Rheine nach aufwärts bis unter den Schloßberg, bey Balzers über den Strom, zerstörten Guttenberg, ein Schloß, das dem von Brandis gehörte, und kehrten wieder zurück auf die andern Seite, Werdenberg vorbey, ins Sarganser-Land. Nachdem sie bey Mels die dortigen Landleute geschreckt, wandten sie sich an die Stadt Sargans, ungeachtet eine Besatzung von 600 Mann darinnen lag, sprengten die Thore, drangen mit Macht in den Ort, und verweilten auf Kosten der Einwohner dort acht Tage. Graf Heinrich blieb still in seiner starken Weste, und an diese wagten die Eidgenossen sich nicht, ob in Rücksicht der alten Verbindung oder der härtern Arbeit — kurz, sie zogen ab, und in dem Land herum, mit einem Raub von Vieh, den sie vor sich her trieben, und mit Aufnahme von Brandschakung an bessern Orten. Wallenstatt berührten sie nicht, sondern an dem mildern Ufer des Wallenstatter-Sees ließen sie sich hernieder, und unten im Gaster theilten sie die Beute, die von dem Eisenwerk zu Glums ihren größten Werth erhalten hatte.

Aber Zürich und seinen Gefährten gieng es bey einem neuen Zug und Anfall auf die Stadt Baden wie vormals. Bern hatte einen neuen Zusatz von Kriegern dahin gelegt. Sie begriffen leicht, daß, wenn diese Vormauer von ihrem Aargau gewonnen wäre, der Zugang zu weitem Fortschritten wie geöffnet sey. Da nun bey der Stadt Baden aller Angriff

vergebens war, mußten die armen Einwohner daselbst eine starke Zerstörung aushalten.

Etwas früher, vor dem Zug nach Baden (vielleicht was seine Gegenwart veranlaßte oder den Wunsch erregte) kam Herzog Albrecht (den unsre Gesandten zu Nürnberg mit aller Mühe vermochten, in das Land zu kommen, nachdem die fremden Völker, die an der Birs so erbärmlich gesiegt, nun von den unter-rheinischen Städten Oestreichs abgewandt waren), nach Zürich, mit einem Gefolge von 300 Pferden. Schwyz war erschrocken über diese Ankunft, und rüstete sich zur Wehr. Allein nach einigem freudigen Aufenthalt in Zürich, zog der Fürst wieder Rheinfelden zu, wo andre Geschäfte auf ihn warteten.

Nicht abgeschreckt noch müde von dem vorigen Zuge nach der immer verhassten Stadt Wyl, die schon von ferne her glänzte, nahm Zürich mit Winterthur, Thurgau und der Grafschaft Kyburg einen neuen Zug dahin vor, mit Allem, was Schrecken und Gefahr bringen konnte. Mit feurigen Pfeilen, mit Kugeln voll Feuer, mit unaufhörlichem Schießen bedrängten sie die oft angefallene Stadt zur Nachtzeit. Aber die Einwohner, gewarnt, hatten sich tapfer zur Gegenwehr gesetzt. Sie ließen theils den Sturm ergehen durch das Land, theils thaten sie selbst alles Mögliche zu ihrer Vertheidigung; sie hatten Steine gesammelt, welche sie auf die, so der Mauer sich näherten, herabwarfen; sie trieben die Leitern mit der darauf stehenden Mannschaft mit starkem Gewalt ab; und da die Belagerer immer mehr Volk anrücken sahen, zogen sie sich zurück.

Ohngeachtet die Anfälle auf Wyl nie von großem Erfolg waren, wurden doch Schwyz und Glarus erbittert, daß die im Thurgau, bey allen Anfällen auf die beleidigte Stadt, die ihre Verbündete war, immer zum ärgsten sich verwendeten; sie foderten daher alle ihre Eidgenossen auf, mit ihnen einen Zug ins Thurgau zu thun. Es versammelten sich demnach aus den verschiedenen Cantonen, auch von Wyl selbst, bey 800 Mann, die zuerst gegen Frauenfeld zogen; daherum wurde alles verheert, und im weitem Vorrücken in die größern Dörfer diese mit gleicher Gewalt verwüstet, und traurig waren die Folgen, wo sie hinzogen. Die Einwohner ließen den Sturm ergehen, und das Volk, das sie lange von ferne beobachtete, und ihnen nachgezogen war, aber sich zum Widerstand nicht stark genug befand, setzte sich, da der Sturm mehrere Leute zubrachte, bey Wigoltingen. Hier geriethen die beyden Heere an einander, und entstand ein scharfes Gefecht, wo die Thurgauer bis auf 300 Mann verloren haben, die man ihrer Rüstung, Waffen und Kleider beraubte. Dann zogen sie weiter gen Weinfelden, mit gleichem Verfahren, wie an den andern Orten. Von da ließen sich die von Appenzell und Wyl, mit Raub beladen, ihren obern Gegenden zu; die Eidgenossen giengen aber auf Pfäffikon zurück, nachdem sie ihre Rache ausgeübt, und ein Land, das Oestreich gehörte, beraubt, und die Einwohner geschlagen hatten.

Ein Theil der Krieger aus dem Vorarlberg, ennert dem Rhein, zog in das Rheinthal herüber. Das Harte, das ihnen geschehen war, das sie dem gegebenen

Rath der Appenzeller zuschrieben, diesen Urheber des-
selben zu vergelten, zogen sie auf Wolfshalden, das
in einer mäßigen Anhöhe an das Rheinthal gränzt,
und die Fruchtbarkeit und heitere frohe Aussicht mit
diesem schönen Lande theilt. Allein das tapfere Land-
volk hatte schon Kunde von diesem Unternehmen, und
zog mit dem Panner entgegen. Immer hatte es den
Vorthail der Anhöhe; und da die enntert dem Rhein
an ihre Feste anrückten, überfielen die Appenzeller
dieselben, erlegten ihrer Viele, und verfolgten sie bis
auf Rheineck. So hatte das in ihre höhern und nie-
drigern Berge immer mit doppelter Gewalt einbrechende
Volk den Sieg erhalten.

Ermüdend ist es, eine solche Menge von Anfäl-
len und Streifzügen nach einander zu erzählen, wor-
ben viel Niederlage und noch mehr Beschädigung der
armen Einwohner, unschuldiger Weiber und Kinder,
die oft ihre ganze Haabe auf einmal trauriger Weise
verlieren müssen, und unterweilen noch Härteres vor-
geht, wo ganze Dörfer und Weiler in Flammen auf-
lodern. So zogen die von Zürich gegen Zöckenburg,
wider die von Karon, gegen Mellingen, das der an-
gewandten List kaum entgangen war, und gegen Brem-
garten, das nach der Verbindung, die es hatte, Zü-
rich nicht abgehen sollte. Aber diese Anfälle gelangen
nicht; hingegen konnten sie zweymal ungehindert, das
eine mal über Land, das andremal über den See, bey
Nebel, Rapperschweil mit Proviant versehen. Das
lestemal wurden sie nicht bemerkt; das erstemal zo-
gen sie über Land, wo man ihnen schwerlich befkoms

men konnte, besonders wenn sie die Gelegenheiten zu beobachten wußten.

Aber nun will ich noch zweyer Waffenthaten gedenken, die mehrere Aufmerksamkeit verdienen, und in ihren Folgen beträchtlicher waren. Die eine erfolgte auf dem See, die andere, mit wohllangelegtem Plan, auf See und auf dem Land zugleich. Die von Schwyz hatten sich zwey große Schiffe machen lassen, und verschiedene große Flöße, mit denen sie bald Rapperschweil beschädigten, bald in die Ufer des Sees, die Zürich gehörten, mit verübter Gewalt einfielen. Da fand Zürich, welches dergestalt von Schwyz, nach einem alten Ausdruck, überschiffet war, nöthig, sein voriges Ansehen auf dem See wieder zu erhalten; zu dem End hatte es schon früher zu Brezgenz große Schiffe machen lassen, die es nun denen von Rapperschweil mit dem Auftrage zusandte, wenn sie einen Anfall auf dem See hören würden, in diesen Schiffen, mit Mannschaft und Geschütz Zürich zuzuziehen. Auch diese Fahrt ward unbemerkt von Schwyz unternommen. Hingegen ließen die von Zürich zwey größere Schiffe erbauen, und einen großen Floß zurichten. Mit diesen Fahrzeugen und andern Schiffen, die sich bis auf zwölf beliefen, fuhren sie aus. Alle waren mit Mannschaft und Geschütz von größerer und kleinerer Art, und mit allen Bedürfnissen wohl versehen; sie kamen ungehindert bis gegen Mänidorf, etwas mehr als eine Stunde unter Rapperschweil. Jetzt fuhren die Schwyzer, die bisher auf dem See sich behauptet, nachdem sie lange den Zug der Züricher beobachtet, mit ihren Flößen und

Schiffen entgegen, welche ebenfalls mit Mann und Geschütz besetzt waren, und griffen die Unsern an. Da schoß man strenge gegen einander. Aber die Zürcher hatten mehr Kenntniß von der Schifffahrt und ihren Wendungen, und mehr und größer Geschütz, bey gleichem Muth. Der eine Floß der Schwyzer ward durchschossen; sie konnten ihn kaum mehr ans Land bringen, und zogen damit ab; und viel Leute hatten sie noch verloren, so daß sie mit dem bessern Floß, nach einigem Widerstand, sich ebenfalls und also überall nach Hause entfernten. Nun fuhren die Zürcher mit ihren Schiffen allen nach Rapperschweil; denn die Bürger dieser Stadt hatten sich auch tapfer gehalten, indem, sobald sie hörten, daß man gegen einander schoß, mit ihren bemannten zwey Schiffen und allem nöthigen Geschütz herbeyeilten, die Feinde tapfer abtreiben und ihnen widerstehen halfen. Nach zwey Tagen fuhren die von Zürich mit allen Schiffen (auch den zweyen, die sie Rapperschweil zugesendet) nach Zürich.

Da dieser Auszug seinen Endzweck erreicht hatte, und die von Zürich wieder auf dem See mit Vortheil bekannt machte, ließen sie sich nicht von herber Kälte am Ende des Jahrs abhalten, einen klugen Plan zu bestimmen, und wo möglich auszuführen, die Schwyzer auf Land und auf dem See zugleich anzugreifen. Hans Rychberg zog nämlich mit Reisigen und Fußvolk, das auch in Schiffen bis an ein bestimmtes Ort geführt wurde, durch die Höhen von Horgen, Wädens und Richtenschweil, bis nach Bollrau, dem ersten Dorf in den Höfen. Während nun die

Schiffe nach Pfäffikon zielten, wo der Hauptmann von Schwyz, der die kleine Flotte ankommen sahe, selbst oder seine Leute die hochauflodernde Flamme in der Höhe bemerkten (denn Rechberg hatte, beim ersten Eintritt in die Höfe, Häuser und Scheunen in der Nacht, wo sie angekommen, anzünden lassen), so ließ jener in der äußersten Verlegenheit einen kleinen Theil seines Volks in Pfäffikon, und eilte mit dem übrigen auf die Höhe dem Feuer zu, durch Eis und Schnee, nach der Gegend von Wollrau, wo die brennende Lohe ihn hinführte. Verderben sahe er wohl vorhanden, aber den Feind nicht. Da schickte er von den Raschesten einige aus, den Leutern zu suchen. Es wahrte nicht lange, so bemerkten sie denselben, und zeigten es an. Da zog man, weil auch Rechberg die Annäherung seiner Feinde bemerkte, gegen einander. Bullinger sagt, die Unsern hätten, während der Nacht, unwissend selbst auf einander geschossen. Gewiß aber ist, daß sie an den Feind kamen, und in größrer Zahl ihm so zugesetzt, und ihn so gedrängt, daß er sich zurückziehen mußte. Nach des Landes Kunde aber geschah dieses so geschickt, daß er eilends eine Anhöhe zu besetzen wußte, wo zwischen ihm und den Zürichern eine Schlucht befindlich war, so daß die Unsern ohne nähere Kenntniß des Landes einen beschwerlichen Uebergang zu den Schwyzern hatten, und nicht trauen durften, ob nicht ennerthalb der Schlucht eine Hinterhuth verborgen wäre. Sie fanden desnähen gut, zu den Schiffen sich herabzulassen, weil unterdessen überall, und auch in der March der Sturm ergangen war,

und die Kapperschweiler auf dem Hurder-Feld sich einzufinden Befehl hatten und auch wirklich dort eintrafen. Vermittelt ihrer Hülfe ward sodann Frenenbach angegriffen und verbrannt; einige zogen sich schon in die Schiffe von Zürich, die da waren; da aber der Sturm immer mehr Leute zuzog, die, wo sie mit ihnen gestritten hatten, auch heruntergezogen, waren die zurückgebliebenen Kriegsvölker von Zürich auf ihren Rückzug bedacht. Die Schwyzer verfolgten sie bis gen Horgen, konnten sie aber nicht mehr erreichen. So wurden die Reifigen und das Fußvolk behandelt und handelten selbst. Was begegnete aber bey den Schiffen? Da bey ihrer Ankunft am Land der Widerstand gering war, bemächtigten sich die Züricher-Schiffe des größten Flosses, den die von Schwyz noch unbeschädigt hatten, der Bär genannt, auf dem die große Büchse sich befand, welchen die Züricher vor einigen Jahren, in ihrem Zug nach Sargans, nach verübten Thaten in Wallenstatt zurückgelassen, und deren sich die Schwyzer und Glarner hernach, bey einem spätern Anfall auf Sargans, bey ihrer Rückkehr bemächtigt hatten. So kam dieses Geschütz wieder seinem vorigen Herrn zu, und die Schiffe von Zürich führen mit dem erbeuteten großen Floß der Schwyzer ungehindert nach Zürich zurück, so daß die Macht der erstern auf dem See gebrochen war. Mit dem Zug auf dem Land ward der Vortheil nicht erhalten, den man sich vorgesetzt hatte; doch hatten die Züricher auch bey Wollrau die Schwyzer zum Weichen gebracht. Bey Frenenbach wurden die Rechte des Kriegs mit Verwüstung ausgeübt, und bey'm Rückzug war man

der Verfolgung des Feindes entgangen; denn dieser Rückzug geschah meistens bey Nacht und bey einer harten Kälte. Die Leichname der Erschlagenen auf unsrer Seite läßt Eschudi durch hundert Weiber abholen; Bullinger durch Männer, die zuerst sich wieder an dem sichern Lande eingefunden. Dieß ist wahrscheinlicher, jenes anmuthiger. Ein Theil ward zu Meila, ein anderer in der Stadt begraben.

In der letzten Woche des Jahrs zog Zürich nochmals mit seinen Schiffen in der Absicht aus, sich der zwey übrigen Flöße, die Gans und der Kiel genannt, welche noch zu Pfäffikon lagen, zu bemächtigen, oder sie unnütz zu machen. Allein beyde fanden sich so hart in den Boden gedrückt, daß sie mit keiner Gewalt wegzubringen waren. Man suchte sie daher zu verbrennen, schoß mit feurigen Pfeilen auf sie, oder warf Glutkugeln darein. Aber Alles wollte nichts verfangen. Jetzt kam man auf den Gedanken, die Bretter umher los zu machen, sie in kleines Holz zu spalten, und so ein Feuer darauf zu setzen, das sie gänzlich verzehren sollte. Dieses war endlich möglich zu erhalten, und so war das schädliche Fahrzeug, welches oft auch Kapperschweil und den Ufern des Sees so nachtheilig wurde, zerstört, und diese Nacht des Feindes zernichtet. Es war so viel Mannschaft auf den Zürcher Schiffen, daß dieses alles ungehindert erfolgen konnte; denn diese letztre feuerte immer fort, so daß auf den Gassen niemand mehr wandeln mochte.

Nun sind noch die Versuche zum Frieden, die in diesem Jahr gemacht worden, anzuführen, die, wenn

sie nicht zu gleicher Zeit oder gerade nach einander geschahen, dennoch hier in ihrer eignen Zeitfolge berichtet werden.

Der erste Versuch zu gütlicher Auskunft geschah von den Vätern der Kirchenversammlung zu Basel, und von dem Bischofe daselbst, bey einer ausgeschriebenen gütlichen Zusammenkunft zu Rheinfelden, wo beyde Theile erschienen, und Herzog Albrecht von Oestreich auch gegenwärtig war. Da aber mit aller Mühe nichts ausgerichtet werden konnte, schlug der Herzog den Eidgenossen vor, zu Constanz, oder wo sie wollten, einen gütlichen Tag mit ihnen zu bestehen, den sie aber mit Mangel an Befehl abzulehnen suchten. Da gab der Markgraf von Hochberg eine große Denkschrift ein, worin er Alles bisher vorgegangene von Oestreich und Zürich und den Eidgenossen in eine naive Erzählung zusammenbrachte. Wir haben noch ein Bruchstück davon; aber wo er an die schwereren Sachen kommen sollte, ist er wegen Weitläufigkeit abgebrochen. Noch ist zu bemerken, daß die Väter von Basel so viele Male sich Mühe gegeben, eine gütliche Vermittlung zu erhalten, aber nie den schönen Endzweck erreichen mögen.

Ungleich erzählt, aber anmuthsvoll, wie es eine zuverlässige Nachricht darstellt, ist ein andrer Versuch des Grafen Hugo von Montfort, Ordensmeisters von Wädenschweil, der die Gesandten von Zürich und Schwyz (Andre sagen, daß die übrigen Eidgenossen auch dabey gewesen) auf dem See, ohnweit vor der Aue, zusammengebracht. Der Graf von Montfort fand sich zuerst allein in seinem Schiff am Gestad ein,

wo er einiges Kriegsvolk, zu Vermeidung der Unordnung oder Nachdrangs, aufgestellt hatte. Als er nun, nach Abrede, die Schiffe von Zürich und Schwyz mit ihren Gesandten anrücken sahe, fuhr er ebenfalls heraus, und stellte sein Schiff in die Mitte zwischen die beiden andern. Da fieng er an, mit dem Ansehen seiner Würde und seiner Tugend, beiden Theilen, mit Sanftmuth und gemäßigtem Ernst, die Vorzüge des Friedens und der Eintracht vorzuhalten, und sie durch Alles, was ihnen lieb ist, Vaterland und Weib und Kind und ihr eigen Glück, zu bitten, dem verderblichen Kriege einmal ein Ende zu machen. Nach dieser Anrede (ohneachtet Ab: Jberg, einer der Gesandten von Schwyz, den Hans von Rechberg, der auch gegenwärtig war, so unfreundlich empfangen, daß der bescheidene Wagner, der zweyte Gesandte von Schwyz, seinen Mitgefährten selbst und seinen Gegner zu freundlicherm Benehmen ermahnte), ward in der Folge allmählig so viel Zutraulichkeit erhalten, daß die Gesandten von Schwyz in das Zürcher-Schiff hinüber traten und sich gefallen ließen, Semmelbrod und Wein, das die Zürcher mitgenommen hatten, mit ihnen zu genießen. Da mögen sie angefangen haben, sich vorzustellen, daß sie bald wieder Freunde werden könnten. Zwar hatten noch (wie aus einer andern Nachricht sich erhellet) die Gedanken einen Abstand von einander. Rechberg begehrte für Oestreich das Aargau; Zürich seine eingenommenen Besitzungen wieder zurück. Indessen kamen sie für einen Stillstand der Waffen auf einige Zeit überein, und schieden, noch

einmal angemahnt zum Frieden, freundschaftlich von einander.

Da ich keinen Schritt, der zur Erhaltung des Friedens gemacht worden, übergehen mag, weil ein jeder doch bestrug, mit Streben und Besspiel den erwünschten Zweck endlich zu erreichen, so gedenken wir hier noch, der Nachricht eines zuverlässigen Forschers zufolge, daß durch die vorerzählte Zusammenkunft eine spätere zu Wädenschweil selbst angelegt worden, wo beyde Theile sich einfanden; und daß nach gepflogener Handlung ein jeder seine Wünsche in Schrift eingab, und abgeredet wurde, einige Tage später mit den näher zu eröffnenden wieder zu erscheinen. Das geschah von den Eidgenossen; aber von Zürich erschien man nicht. Nach unangenehmen Warten langte endlich von Zürich ein Läufer an mit einem Briefe, darinn man sich entschuldigte: Es seyen Gesandte von den Churfürsten von Mainz, Trier und Pfalz angelangt, die am Frieden zu handeln gesinnet, und zu ihnen, den Eidgenossen, ebenfalls hinauf kommen werden. Indessen (sagt meine Nachricht) hätten die Züricher, unter Bedeckung, an beyden Ufern des Sees die Weinlese vollbracht, die man ihnen (mit welchem Recht?) auf der ersten Zusammenkunft untersagt, da doch die gewohnte Zeit mehr als verflossen war. Wie dem nun immer sey, kamen die drey Gesandten der hohen Fürsten wirklich nach Wädenschweil, zu den Eidgenossen, und redeten dort eine Zusammenkunft auf Martini nach Constanz ab, wo sie oder ihre Herren selbst zu einem gütlichen Tag erscheinen würden, und beyde Partheyen hiemit berufen

seyn sollten. Es ist wahrscheinlich, daß sich diese Gesandten schon vorläufig viele Mühe gegeben, die Lage der Dinge gründlich zu erfahren, um ihren Herren davon getreue Nachricht zu ertheilen.

Auf den bestimmten Tag fanden sich die Abgesandten der drey Churfürsten zu Constanx ein. Einige Reichsstädte sandten auch ihre Gesandten dahin, so wie sie überhaupt bey keiner solchen Versammlung mit ihrem guten Willen ausgeblieben waren. Beyde Theile, Oestreich und Zürich, so wie die übrigen Eidgenossen, hatten hiernächst ebenfalls ihre Gesandten dabey. Da gieng es zuerst an ein Recht bieten, das einer Art von Versteigerung glich, und nur Abschlag und vermehrten Unwillen erregte. Dann trat man näher an die Sache selbst, ob die etwa nicht auszugleichen wäre? Man versuchte verschiedene Wege; allein es war nichts gedeihliches zu erhalten. Der Churfürst war noch nicht vorhanden, der die Sache mit Thätigkeit angriff, und mit Klugheit vollendet hat.

Nachdem die Handlung zu Constanx ohne guten Erfolg vorüber gegangen war, schrieben die Eidgenossen an die drey Churfürsten, die durch ihre weisen Gesandten den Tag zu Constanx besuchen lassen, wo sich damals Alles zerschlagen hatte, einen harten Brief in Absicht auf uns, da sie hingegen auf ihrer Seite Alles in das beste Licht stellten: Wie es nämlich an ihnen nicht erwunden, daß Alles glücklich beseitiget worden wäre; wo sie hingegen Zürich und seine Verbündeten, als solche, die allem Frieden entgegen stehen, und nur immerfort dem Krieg ergeben wären, vorstellten;

wie z. B. die von Zürich das Recht, zu dem sie doch durch ihren Bund mit ihnen verbunden wären, und das sie zu befolgen versprochen, niemals eingehen, immer nur ausweichen wollten, und damit das, was Allen so nöthig sey, verhindern. Auch habe der Kaiser fremde böse Leute in das Land kommen lassen, die so viel Unglück angestiftet haben; und jetzt gehe man damit um, neue Völker aus dem Burgund zu berufen. Was das für Nachtheil in dem Römischen Reich bringen werde, geben sie zu ermessen, und bitten, daß man sie, als des Reichs Gehorsame, die zu aller Noth stets die ersten bereitet seyen, in Schutz nehmen, und sie mit Hülfe erfreuen wolle. Dieser weitläufige Brief ist gegeben am St. Thomas-Tag, beynahe am Ende des Jahrs.

(1446.) Aber nun treten wir in ein Jahr ein, das endlich dem so lang in Unruhe und Zerrüttung gestandenen eidgenössischen Verein, und unserer Stadt, die nicht weniger in großer Verlegenheit war, den Frieden gab, der aber erst nach vier Jahren zu ganzlichem Austrag gelangte. Ich werde aber die ganze Lenkung der Dinge, bis zu dem letzten Entschied, nach einander anführen, damit dieser wichtigen Geschichte Erzählung, nicht unterbrochen, bis zum Ende geführt werde.

Ehe aber der Friede, oder nur der erste Schritt dazu vorgehen konnte, mußte noch ein harter Kampf sich ereignen, der vielleicht die Sache näher gebracht, desto eher die Einleitung dazu befördert, und desto freyeres Gehör den gemachten Vorstellungen verschaffe

hat. Auf einem Tage zu Luzern ward nämlich von den Gesandten von Appenzell (da dieser Stand die Zeit her die Unternehmungen der Eidgenossen lenkte) angezeigt, es habe sich ein großes Volk über den Rhein in das Sarganser-Land begeben, dasselbe einzunehmen. Auch einige vertraute Leute aus dem Lande kamen noch auf Luzern, um Hülfe zu verlaugen, welche die Noth nicht gering vorstellten, die ihnen obschwebte. Auf diese Anzeigen und Bitten entschlossen sich die Eidgenossen zu einem Zug dahin. Das was die Eidgenossen auf dem Tage einander zu leisten versprechen, was Uznach und Gaster noch leistete, und was die Verbündeten von Karon, von Wyl u. s. f. noch dargaben, beloff sich in Allem auf 1100 Mann. Noch ward verabredet, wenn und wo man von oben und unten her zusammentreffen sollte. Unter kleinen Gefechten kamen die Eidgenossen bis gen Mels. Von da zogen sie auf Ragaz, und lagen da einige Zeit still, wo sie, aufgereizt von den Leuten ennert Rheins, hinüber gegen Mahensfeld zogen, dort herum raubten und brannten, und dann über den Rhein zurück auf Melskehrten. Nicht lange, so wurde von den Vertrauten, welche die Eidgenossen, noch von voriger Lage her in dem Lande hatten, ihnen angezeigt, daß jetzt 6000 Mann aus den nächsten Orten ennert dem Rhein zu Ragaz lägen, und vermuthlich gegen die Eidgenossen sich stellen, und sie angreifen würden. Das erschreckte sie nicht, obgleich die von Appenzell und aus dem Tockenbourg noch nicht bey ihnen waren. Sie stellten sich vor das Dorf Mels, der Feinde Angriff erwartend; aber es kam kein Feind. Da beschloßen sie,

morndes am Morgen ihn selbst heimzusuchen. Die Vertrauten zeigten ihnen Fußsteige und Wege, durch die sie unbemerkt und geschwinder nach Ragaz kommen konnten. Früh langten sie an dem Orte des Aufenthaltes ihrer Feinde an, da diese noch bey dem Frühstück, oder zerstreut und in der Unordnung waren. Die Eidgenossen säumten nicht, und fielen die kaum im ersten Schrecken zu den Waffen Greifenden an. Das Gefecht währte nicht lange, aber desto heftiger. Bald nahmen viele der Feinde die Flucht, und rann ten dem Rhein zu; aber verfolgt von den nacheilenden Eidgenossen, kamen viele bey der Flucht erstochen, viele im Rhein um. Da dieses die letzte Kriegsthat war, und auf den Frieden einwirkte, konnte ich dieselbe nicht übergehen.

In der Zeit hatten sich die Eidgenossen an den Herzog von Burgund gewendet, und da, vermittelst unbegründeter Klagen über Oestreich und seine Verbündete, um wirkliche Hülfe angesucht. Als nun diese das vernahmen, wandten die Herzoge von Oestreich sich schriftlich selbst an den Herzog Philipp, legten eine Abschrift von dem Schreiben der Eidgenossen an die drey Churfürsten bey, machten ihn aufmerksam, wie die Eidgenossen die wahre Beschaffenheit der Sache ganz entstellt, und gaben sich dabey Mühe, die eigentliche Bewandniß der Dinge vorzulegen, und den Herzog zu bitten, daß er nach seiner edeln, friedfertigen Denkungsart seinem Marschall gebieten möge, sich mit solchem hinterlistigen Ansuchen nicht zu befassen, da er doch wohl nicht geneigt seyn werde, in einen so langwierigen Krieg sich einzulassen; viel

mehr hoffen sie bey ihm den besten Willen zu finden. Am Ende bitten sie durch den nämlichen Boten sich eine Antwort aus. Diese geht uns freylich ab, aber die Geschichte sagt auch nicht, daß der Herzog Philipp hierinfall's einigen Schritt gethan.

Eben so suchten die unterzeichneten hohen Fürsten den Eindruck, welchen die Vorstellungen der Eidgenossen bey den drey Churfürsten von Mainz, Trier und der Pfalz gemacht hatte, in einer Zuschrift wieder auszulöschen. Nicht sie und ihre verbündete Stadt Zürich seyen schuld, wie man es ihnen beymesse, daß der Fürsten wiederholte Anstalt zu Erhaltung des Friedens, und alle gethanen Bemühungen fruchtlos gewesen; sie haben ja die besten Vorschläge zum rechtlichen Austrag gethan, die man nur wünschen könnte. Aber alle diese haben die Eidgenossen ausgeschlagen. Es sey nicht begründet, daß Zürich das Recht des Bundes anerkannt habe; selbst das angetragene Recht auf sie, die hohen drey Fürsten selbst, die sich so gütig verwendet, sey jenen nicht so ehrwürdig gewesen, daß sie dasselbe angenommen hätten. Auch das Unglück, das durch den Zuzug des schädlichen französischen Volks, so der Kaiser zur Hülfe erbeten, in deutschen Landen geschehen, sey ihnen leid, und nie in der Absicht der Beförderer gewesen. Sie bitten demnach, in Betracht des großen Uebels, das schon erfolgt und noch mehr zu befürchten sey, um ihren Beystand und Hülfe. Man werde doch gegen den Kaiser, gegen angesehene Fürsten, gegen den Adel des Reichs, der niedergedrückt werde, mehr Vorbeachtung als gegen diese Feinde des Friedens tragen.

Dieses Schreiben aus Tübingen, ist gegeben Montags nach dem Sonntag Invocavit, und unterschrieben:

Albrecht, von Gottes Gnaden
Herzog von Oestreich.

Jakob, von denselben Gnaden.
Gottes Markgraf zu Baden.

Ludwig und Ulrich, Gebrüder,
Grafen zu Württemberg.

Durch dieses Schreiben, und die ganze Lage der Sachen, die immer mehr schnelle Einwirkung bedurften, wurde der Churfürst Ludwig von der Pfalz, Herzog in Bayern, bewegt, einen neuen Tag auf den 15. May auszuschreiben, und die weisen Räte der zwey übrigen Churfürsten, die sich bis dahin auch verwendet hatten, dahin zu berufen. Er wollte aber dermal selbst erscheinen, um den Endzweck des Friedens desto eher zu erreichen, den er sich selbst, als sein eignes Unternehmen, vorgesetzt hatte. Neben diesen angesehenen Vermittlern berief er auch die beyden streitenden Theile, wo der Herzog Albrecht von Oestreich und der Markgraf von Hochberg mit erschienen. Es hatten auch viele Gesandten von Fürsten und Reichsstädten, wie gewohnt an solchen Tagen, sich eingefunden. Die Seele der ganzen Friedens-Stiftung aber war Churfürst Ludwig selbst, ein junger, feuriger Mann, der von tiefer Einsicht, unermüdeten Arbeit, schnellem Blick, und der edelsten Gesinnung war, der nicht abließ, bis er Alles auf das Genaueste erkundigt hatte, wo jeder Haft läge,

und deßnachen desto gründlicher auf jeden der streitenden Theile mit dem Nachdruck der Beredtsamkeit einwirken konnte. Er wandte sich zuerst an die Eidgenossen, versuchte mit aller Kraft, ob sie auch gar keinen andern Austrag, als das harte Recht, das der Bund vorschrieb, annehmen wollten, und ob nicht andre Wege oder rechtliche Austräge eben sowohl zum Frieden leiten könnten, dergleichen er ihnen verschiedene vorschlug; aber sie beharrten auf ihrem Rechte des Bundes, und wollten von keinem andern nichts hören. Da wandte sich der Pfalzgraf Ludwig an den Herzog Albrecht und den von Hochberg: Sie werden selbst einsehen, daß dieser Bund des Hauses Oestreich mit Zürich nicht bestehen könne. Das zu begreifen, dürften sie nur auf den Ursprung desselben zurücksehen. Was suchten sie dabei? Oder was glaubten sie dadurch zu erzielen? Vielleicht hatte man heimlich die Absicht, durch diese Trennung der Eidgenossen über Alle die Hand zu schlagen, und das väterliche Land wieder zu erhalten. Aber dazu erforderte es Anstalten, und eine Thätigkeit voll Kraft, die der Kaiser nicht anwenden wollte noch konnte, und die eine so edle Großmuth, welche das Haus Oestreich auszeichnet, sich selbst versagt. Da aber die Sachen so stehen, daß mit Angelegenheit die Aufhebung des Bundes verlangt wird, wollet ihr denn diese gute, arbeitsame Stadt und ihr schönes Land den täglichen Ueberfällen weiter aussetzen? Und wer rettet sie inskünftige? Der Kaiser nicht. Er hat seine Völker anderswo nöthig zu gebrauchen. Es giebt auch kein so räuberisches Heer mehr, das man auf jeden Wink

preisgebe. So bleibt Zürich immer ausgesetzt der Noth. Und wenn Euch die nicht rührte, so habt Ihr selbst und Eure obern Länder nicht wenig zu befürchten, wenn der Friede nicht gemacht wird. Diese Eidgenossen sind kraftvolle Menschen, die ich lieber an meiner Seite kämpfend, als für Feinde haben wollte. Habt Ihr sie nicht bemerkt, wie man Zürich die Zeit her verschont und hingegen Euer Vorland besuchen will? Die Appenzeller weisen jenen den Weg, den sie allein furchtbar betreten hatten; und wenn sie alle dahin zielten, wie könnten die obern Länder am Rheine widerstehen? Wie sind sie erst noch bey Ragaz empfangen worden? Und Bern und Solothurn und Basel wäre Laufenburg auch angestanden, und die Städte dort herum. So ist es Zeit, von diesem Bund abzustehen, der Euch keinen Nutzen bringt, eine brave Stadt in Verlegenheit setzt, und ihr eigen Land in Gefahr bringt. Lasset Zürich zu seinen alten Brüdern wieder zurückkehren. Diese und jene haben schon ein heimliches Verlangen darnach; lasset die Bündniß aufheben, die nicht aus den edelsten Absichten geschlossen worden. Aber das geschieht nicht mit Einem Schlag, der sie nicht freuen könnte, sondern das geht durch ihre langsame Rechte, und kann Jahre dauern, bis der Bund, so unterweilen nicht mehr besteht, oder keinen Einfluß mehr hat, ganz aufgehoben wird. So behaltet Ihr Euer Land, und die Eidgenossen kehren wieder in ihre Thäler und zu ihrem Hirtenleben zurück, wo sie nur zu lange entfernt in Niemand behaglicher Kriegs-Unruhe schwebten.

Da der Pfalzgraf sah, daß Oestreich nicht ungeneigt war, den Frieden zu schließen, redete er auch mit Zürich: „Ihr habt in einem Anfall der Leidenschaft den Bund mit einem so mächtigen Fürsten eingegangen. Aber habt Ihr Alles überlegt, was ein solches Bündniß mit einer großen Macht aufwiegt? Ihr habt es erfahren. Sie hilft, wenn sie kann und will; aber oft fehlt es an Beydem. Was half es Euch zuletzt, da Eure Länder vom Feinde eingenommen, verwüstet, Eure Bürger und Landleute grausam hingerichtet, Eure Stadt belagert worden? Auf Euer innigstes Bitten kam ein räuberisches böses Volk, das man dem Ansuchen des Kaisers gleichsam nachwarf, wo der Himmel Euch behütete, das es nicht in das Innerste des Landes eintrat. Ihr verlangtet von dem mächtigen Verbündeten, daß er Euch zu den entzogenen Ländern aus dem tockenburgischen Verlaß wieder verhelfen sollte. Aber was ist in dieser Absicht geschehen? Für die hohe Ehre, mit dem Kaiser in Bündniß zu treten, erhieltet Ihr lauter Ungemach von Euern länger Verbündeten, das Ihr nicht abzuwehren vermochtet, und von dem Mächtigen hattet ihr wenig Schutz. Wenn sie über Euch herfahren würden, so fände sich zum Glück für die Menschheit kein solches Schlackenvolk mehr, das Eure Feinde gelassener bey den größten Thaten machte. Kehret Ihr zu Euern alten Brüdern zurück; schlaget wieder die vorigen einfachen Pfade ein, wo Ihr Ruhe und Segen hattet; tretet ohne Furcht in des Rechtsstandes langsamen Gang, der nach einem gemachten Frieden nicht mehr so furchtbar ist. Sie nehmen Euch wieder

gern auf, und geben Euch Alles zurück. Bey dem Gange der Sachen habt Ihr gelernt, daß eine einzelne Stadt sich enthalten soll, mit einem Mächtigen Bündnisse zu schließen; denn entweder wird man verschlungen, oder nicht beschützt. Danket der Vorsehung, daß in dieser Gefahr nur so wenig Uebels Euch widerfahren.“

Nachdem der Churfürst die Gemüther so zubereitet hatte, trat er mit den weisen Råthen der zwey übrigen Churfürsten, und was er noch von den anwesenden Geistlichen oder Weltlichen zuzog (er heißt sie nur gegenwärtig in seiner Friedens: Urkunde, und die Eidgenossen in ihrer Bestätigung schreiben die ganze Handlung auch Ihm allein zu). Wie dem immer sey, trat er, oder wer mit Ihm rathete, in den Plan ein, die Friedenshandlung nur als Wegweiser, oder in Gestalt eines Anlaß: Briefs aufzustellen; so, daß das Haus Oestreich, durch einen besondern Anlaß: brief in einen Rechtspruch mit den Eidgenossen einzutreten, eingeleitet, und so auch Zürich durch einen andern Anlaßbrief zum Rechten des Bundes hingeführt wurde. Diesen beyden Veranlassungen zum Rechten wurden verschiedene Friedens: Artikel, wie sie in andern Friedens: Urkunden sich auch befinden, beygefügt. Wie das Haus Oestreich mit den Eidgenossen rechtlich ausgetragen worden, das berühre ich, bey sonst so Vielem, das uns allein angeht, nicht; aber was Zürich und die Eidgenossen zum Austrag ihrer Angelegenheiten für eine Weisung erhalten, und was der Friede mehr aus einander setzt, das werde ich im Wesentlichen mit einigen Bemerkungen beyfügen.

Ludwig steht allein hervor, in dem Eingange des Friedens: Briefes. Er nennt sich Pfalzgraf bey Rhein, des H. R. Reichs ErzTruchseß und Herzog in Bayern; erzählt den Streit zwischen den Eidgenossen und der Stadt Zürich, führt die wiederholten fruchtlosen Versuche zum Frieden an, und wie er nun selbst erschienen sey, und drey Wochen lang gehandelt habe (in Gegenwart der Rätthe der zwey Churfürsten von Mainz und Trier, auch des Bischofs von Basel, und vieler Städte Gesandten, die er alle mit Namen nennt), beredt und bedinget, mit beyder Theile Wissen und Willen. So schreibt Er sich die ganze Arbeit zu von drey Wochen; so schreiben es, wie gesagt, auch die Eidgenossen und Zürich alle Ihm zu. Doch mögen ebenfalls die von ihm Benannten ihre Rätthe und Einschläge mitgetheilt haben. Nun folgen die Punkte:

I. „Daß die von Zürich zwey Mann, und die Eidgenossen zwey, innert Monatsfrist, dazu geben, und dieselben einander namhaft machen. Diese sollen schwören, die Sache, die für sie gebracht wird, ebenfalls in Monatszeit zu entscheiden. Dieselben sollen zu Kaiserstuhl auf einen Tag zusammenkommen, den sie den beyden Theilen eröffnen, und Alles anhören. Da mag man anführen neue oder alte Bunde, und was jedem Noth ist, und sollen die vier innert einem Monath, wie erwähnt, Alles entscheiden; und wären die Vier nicht Eins, sondern eines Obmanns nothdürftig, sollen sie Einen nehmen außer der Eidgenossenschaft, in einer Reichsstadt; der soll schwören, in einem Monath die Sache zu

„richten“. Dieser Punkt ist aus dem Eidgenössischen Bund gezogen; doch geht er in diesem wichtigen Fall darin ab, daß der Obmann nicht aus der Eidgenossenschaft, sondern aus einer Reichsstadt soll genommen werden. Man hielt Alles für parthenisch, was in der Eidgenossenschaft war; und die Reichs: Städte, die sich so viel verwendet, sah' man als unsere Verwandten an. Dann über den Ort der Zusammenkunft, war nicht Einsiedeln bestimmt, der vielleicht Zürich nicht angenehm war, weil man so oft da nicht mit dem angenehmsten Erfolg erschienen war. Es mußte dießmahl das Recht in Kaiserstuhl vorgehn. Dann wird die Hauptsache, darum es Allen zu thun war (den Kaiser zu schonen), der neue Bund mit dem alten zusammengestellt, als wenn es nur ein Ereigniß wäre, das man zur Kenntniß der Sachen bekannt zu machen hätte. Endlich werden die Ziele der Monate so kräftig vorgeschlagen, was aber nicht erfüllt werden konnte.

2. „Ist beredt, wenn Zürich, nachdem dieser Spruch ergangen, noch Ansprachen an Bern, Solothurn, Glarus oder Appenzell (die nur Helfer, aber nicht streitende Theile sind) zu machen hätte, sollten die nämlichen Vier auch darüber entscheiden, nichts ausgeschlossen als Tod, Raub und Brand u. s. w. Aber Herrlichkeit, Zölle, Gleiter, Städte, Land und Leute sollten nicht ausgelassen seyn“. Diese Sorgfalt war überflüssig. Zürich machte keine Ansprachen mehr. Aber das Auslassen dessen, was in jedem Kriege geschah, verwundert mich nicht so sehr, wie die Hererzählung alles dessen, was man

dem Spruch unterwarf, die um so viel unnöthiger scheint, weil kein Streit so nahe war. Ob man da mehr Zürich, oder diesen Ständen, einen gefälligen Wink geben wollte, steht dahin. Was Alle thaten, was ganze Dörfer entstellte, ganze Haushaltungen in Armuth stürzte, was zu hart und zu grausam verübt wurde, darüber durfte man nicht klagen. Aber über Alles beynähe, was ein Staat besitzt. Es ist gut, daß das kein Gesetz ward, oder werden sollte.

3. „Wurde der Gemeine (Obmann) oder ein Richter in der Zeit absterben, der da wirken sollte, sollen die Zugesehten einen andern außer der Eidgenossenschaft erwählen, oder ein Richter, der abgeht, soll von seinem Theil ergänzt werden. Welcher Theil das versäumte, soll seine Ansprache verloren haben“. Dieses ist angesehen, damit die wichtige Sache nicht still stehe, oder verabsäumt werde; denn je schneller ein Streit entschieden ist, desto kräftiger und dauerhafter ist der Friede hergestellt.

So weit geht der Anlaß-Brief. Das übrige sind Punkte des Friedens.

4. „Daß ein jeder bey seinen Zinsen verbleibe, oder, wo die geändert, oder verboten sind, sollten sie wieder zurückgestellt werden, und das Verbot aufgehoben seyn“. So sorgte man für das unzerstörbare Eigenthum. Alles, was darüber verändert war, wurde aufgehoben. Was jeder im Drang der Zeit litt, war billig wieder zurückzustellen.

5. „Daß jedem Theil seine Geldschulden auch ungehindert vorbehalten bleiben“. Das ist eine gleiche Folge des mit dem Frieden wieder zurückkehrenden Ei-

genthums, da es während dem Kriege unmöglich war, die Schulden bezutreiben.

6. „Hätte ein Theil dem andern seine Zinse oder Güten aufgehoben während dem Krieg, das soll abgethan seyn, und keine Foderung deswegen mehr statt haben“. Das wird unter die im Krieg zerstörten Sachen gerechnet, die auch der Friede nicht wieder herstellen mag.

7. „Wäre man streitig, ob eine verlorne Gült oder Zins oder Schuld, von dem Feind genommen sey oder nicht, dafür soll man für zugesetzte Richter kommen zum Ausspruch; oder wo sie sich theilten, vor den Gemeinen oder Obmann“. Man wollte die Obrigkeiten schonen in einer so schwierigen Zeit; und da es vom Kriege herkam, so konnten unpartheyische Richter, denen man auch das Höchste anvertraut, am Besten darüber sprechen, oder die Sache in Güte vergleichen.

8. „Hätte ein Theil in des andern Landen etwas geflüchtet oder aufzubehalten gegeben, das soll man einander redlich zustellen, es wäre denn Sache, daß es die Feinde genommen hätten. Entstände darüber ein Streit, der sollte auch von den zugesetzten Richtern, oder, im Fall sie sich theilten, von dem Obmann entschieden werden“. So waren die bestimmten Richter in allen Fällen, was von dem Krieg erging, verordnete Rechtsprecher, doch in einigen Fällen, denke ich, vielmehr gütige Vermittler.

9. „Wo man auch von beyden Theilen von einander weggezogen, oder hinter einander gefessen, soll jedermann wieder zu dem Seinigen kommen, und

„ungehindert wandeln mögen, und das ungestört genießen. Doch jedem Theil an dem Genuß der Städte, Schlösser, Land und Leuten unschädlich, die sie bis dahin besessen; aber die Leute, so nicht Gehorsam gethan denen, welche die Schlösser inne haben, sollen zu keinen Gelübden oder Eiden gezwungen, und doch wieder zu dem Ihrigen gelassen werden“. Da konnte ein jeder wieder sein Haus, das er in Gefahren verlassen, so wie seine Güter von neuem anwandeln und sie benutzen. Aber so ist es nicht mit Land und Leuten. Diese bleiben dem Besitzer. Doch ist einige Hoffnung auch von dieser Rückkehr, da man denen, die nicht geschworen, keinen Eid mehr abfordert. Dieses scheint vornämlich in Rücksicht auf die adelichen Besitzer eigener Gerichte zu zielen, welche lieber entflohen waren, als daß sie schwören wollten. Dennoch mag es ein Wink auch für die Zukunft seyn. Die beyden Theile hielten einander so die Waage. Wenn der neue Bund aufgehoben ist, so kommt das Land zurück; wird er nicht aufgehoben, so fällt das Land nicht zurück. Zur unbedingten Rückgabe waren, wie es scheint, die Eidgenossen nicht zu bringen.

10. „Man soll die Schuldner nicht drängen, bis nach Martini“. Das war eine vernünftige Sorgfalt, deren man nach dem Ungemach des Kriegs bedurfte. Aber die Schuldforderer waren vielleicht mehr gekränkt, und verdienten ebenfalls Nachsicht.

11. „Alle Gefangenen sollen auf eine alte Urphede gemeiniglich gegen einander entlassen werden, ohne Entgelt oder Auslösung, wie in vorigen Hands

„lungen angesehen worden“. Die alte Urphede wird verhütet haben, daß man in Zukunft Rache ausüben sollte. /

12. „Alle noch nicht bezahlte Brandschakungen oder Schutzgelder, sie seyen verbrieset oder verbürgt, sollen nicht mehr gefodert noch gegeben werden, sondern gänzlich ledig seyn“. Eine solche wohlthätige Bestimmung, die selbst das versicherte Hauptgut aufhob, macht dem Stifter des Friedens Ehre.

13. „Daß alle Feindschaft zwischen beyden Theilen und den Ihrigen und ihren Helfern, und wer darin weiter verwandt, Geistlich oder Weltlich, Edel oder Unedel, hiemit soll gericht, geschlicht und ausgesöhnt seyn und bleiben“. Was am Erwünschtesten ist, worüber Zürich so begierig war zu vernehmen, des lästigen Krieges Hinnahme und des Friedens Eintritt, wird hier im letzten Artikel bestimmt.

Die Richtung soll angehen auf Montag der Heil. Dreysaltigkeitstag. Gesiegelt ist die Urkunde von dem Pfalzgraf Ludwig, dem Stifter des Friedens, von der Stadt Zürich, die bekennet, dem ganzen Inhalt des Briefs folgsam nachzugehen, und von den übrigen Eidgenossen allen, mit der feyerlichsten Versicherung der eben so getreuen Beobachtung.

So einfach wie die Wahrheit selbst, so ungedehnt, wie sich der Weise ausspricht, nur das, was Bedarf ist, und das so kurz und kräftig als möglich enthaltend, ist diese merkwürdige Urkunde, welche dauerhafte Ruhe und gute Gesinnung gegen einander pflanzt, nie gebrochen worden, und die Vieles noch dem stillen eigenen Erwägen der Eidgenossen überließ,

damit die neuen Freunde auch wieder lernten, selbst Verlegenheiten gelassen anzusehen und zu behandeln.

Hatte Zürich mit so viel Sorgfalt bey seinen Gesandten, die in Constanx waren, ängstlich um Nachricht gefragt, so stelle man sich jetzt die Freude vor, die über diesen Ausgang der Sachen empfunden wurde. Eilends stürzten die Landleute, die noch in der Stadt waren, auch ihrer zerstörten Heimath zu; sie fanden noch Vieles besser, als sie vermuthet; Freunde, Verwandte, Nachbarn nahmen einander liebe reich auf, halfen einander herzustellen was verdorben war. Da das Recht des Bundes im Frieden deutlich bestimmt war, konnte man leicht erachten, daß der neue Bund nicht lange mehr bestehen würde. Danahen begaben sich auch viele vom Adel, die bey uns sich aufhielten, oder andre Zugezogene wieder mit mehr oder weniger Freundschaftsgefühl zurück; die Stadt fand sich von Vielem entledigt, was sie drückte; und doch hatte sie noch Vieles zu besorgen, das ihr Mühe machte. Doch die Freude überwand jetzt Alles; und da alle Glocken der Stadt mit einmal und lange dauernd erschallten, vergaßen diese noch vor Kurzem so gedrückte Einwohner, was sie gelitten, und überließen sich einer Freude, die sie lange nie so rein, so stark, und in allen Absichten so vorzüglich empfunden hatten.

Nach diesem Friedensschluß sollten nun die Säße oder Richter inner Monatsfrist zu Kaiserstuhl zusammen kommen; dennoch währte es etwas länger. Die Eidgenossen hatten zu Säßen oder Richtern Petermann Goldschmidt von Luzern, und Jtel Reding, den Jün-

gern, von Schwyz, ernannt. Der erstere saß schon bey dem Spruche der 19 Gewählten, welche Zürich wehe gethan, und war vielleicht Einer von der mindern Meynung; und Keding dachte auch milder als sein Vater, und vergütete dessen rasche harte Schritte. In dem Spruch von Cappel, den wir nun vernehmen werden, drücken alle vier ihre Würden aus; Goldschmidt nennt sich Altamman von Luzern. Was das in Luzern damals für eine Stelle war, kann ich nicht wissen. Keding nennt sich Landammann. Unsere Sätze oder Richter waren: Heinrich Efferinger des Raths, der bey dem traurigen Aufstande, welcher würdigen Männern das Leben kostete, des Raths entsezt worden, sinther aber wieder gewählt ward; und Rudolph von Cham, der mit Heinrich Schwend zu dem Kaiser und hernach auf den Reichstag von Nürnberg abgesandt worden. In die weitläufigen Reden, Antworten, Gegenreden, Nachreden und Beschließungen (so oft redten sie gegeneinander), will ich nicht eintreten. Das Ganze wand sich um die Gründe, so die Eidgenossen bey Mißrathung des Bündnisses, und Zürich bey Begründung ihres gethanen Schrittes einander vorgestellt hatten, neben dem, was die Redner, einander entgegnend, doch immer bescheiden noch vorbrachten. Aber die Aussprüche der Richter, die viel von einander abgingen, sind wichtig und wesentlich anzuführen, da der Obmann nur Einem von den beyden seinen entscheidenden Beyfall geben mußte. Das Urtheil der von den Eidgenossen gesetzten Richter war dieses: „Daß die von Zürich, der Bünden und der „Mahnung wegen, so die Eidgenossen an sie ergehen

„lassen, und dem Rechte des Bundes folgen und
 „nachgehen, und hinfür bey den Bünden verbleiben,
 „und die halten sollen. Aber um die Klagen wegen
 „Kosten und Schaden und Ersatz sollen die ausgesetzt
 „bleiben, bis um die Hauptsache abgesprochen sey“.
 Kürzer ist der Spruch der zugesetzten Richter von Zürich:
 „Daß die Eidgenossen zuerst auf ihre Klagen
 „Antwort geben sollen; denn der Anlaßbrief zeige
 „nicht, daß das Recht der Eidgenossen vorangehen
 „soll. Dann möge auch hernach geschehen, was Rech:
 „tens ist“. Das waren die beyden Urtheile, im
 Wesentlichen, nach ihren eignen Worten; denn sie
 wurden noch mit Mehrerem ausgeziert, als sie ausgesprochen
 worden. Man faßte alle die Reden von verschiedener Art,
 und die ganzen gesprochenen Urtheile in ein Gebund zusammen,
 verwahrte sie sorgfältig mit Siegeln, und hinterlegte dieselben bey dem Schultheiß
 von Kaiserstuhl.

Zertheilt waren also die Aussprüche der 4 zugesetzten Richter; desnachen hatten sie noch eine schwere Last zu tragen,
 sich über einen Gemeinen oder Obmann außer der Eidgenossenschaft zu vereinigen. Sie hatten zwar bey den vielen gütlichen Tagen, wo immer Gesandte aus den Reichsstädten sich einfanden, würdige Männer kennen gelernt; aber ich erinnere mich nicht, des Peters von Argün, Bürgermeisters von Augsburg Namen früher bemerkt zu haben, den sie doch, wahrscheinlich nach Bekanntschaft oder näherer Erkundigung, zu einem Obmann erwählten.

Diese Wahl zeigten sie dem würdigen Rath von Augsburg an, und ersuchten ihn, ihren weisen

Staatsmann zu diesem Beruf anzuweisen. Das ward mit Angelegenheit verrichtet, wie er selbst hernach sagte. Aber ihm selbst fiel es fast zu schwer, einen so entscheidenden Ausspruch zu thun. Er sah bey dieser Stelle mehr Ungemach als Vorzug; bey höchsten und angesehenen Stellen mehr Unwillen als Vergnügen vielleicht, in einem unbekannten Lande letzter, einziger Richter über einen so wichtigen Streit zu seyn. Es bedurfte alle Zureden der weisen Obrigkeit, des erhabenen Churfürsten Friedensstifters selbst eigne Aufmunterung, und noch vieler anderer Gönner und Freunde Bitten, bis er sich endlich entschloß, die Last zu übernehmen.

Da überreichte man ihm die zu Kaiserstuhl aufbehaltene ganze Sammlung aller Vorträge, und beyder Sprüche, und er schrieb nun beyden Theilen einen Tag aus, am Ende Weinmonats zu Lindau zu erscheinen. In seiner diesfälligen Zuschrift bedauert er noch einmal, daß ihm die Ehre wiederfahren oder vielmehr die Last aufgelegt worden, einen so wichtigen Ausspruch zu thun, da er noch jung und unerfahren sey; doch auf so starke Zureden seiner eignen Obrigkeit und vieler hohen Gönner und vertrauten Freunde habe er sich gefaßt, und wolle den Beruf übernehmen, und mit den Vieren noch erst versuchen, ob noch gütliche Wege auszufinden seyen; wo das aber nicht möglich, wolle er, mit der Hülfe des Höchsten, den schweren endlichen Entscheid zu geben sich unterziehen.

Da die beyden Theile und ihre gesetzten Richter zu Lindau anlangten, bat er sich von beyden zugleich

eine Urkund, und die Erfüllung des darinn enthaltenen Versprechens aus: 1) Daß ihm von Zürich beglaubigte Abschriften von dem Anlaß: und Friedens-Brief, von den Bündnissen, und von andern Schriften, die er verlangte, gegeben würden. 2) Daß ihm bewilligt sey, mit Fürsten, Herren, Städten, weisen und gelehrten Männern Rath zu pflegen, um das beste Urtheil zu befolgen, und darauf einen Tag anzukünden. 3. Daß er die Zusatz-Richter und andre weise Männer zu ihm ziehen und nochmals versuchen möge, die beyden Theile unter einander zu vereinigen. Solches ward ihm in einer Urkunde, von beyden Theilen, absonderlich von Jedem, ausgestellt. Daß ihm wieder Alles, auch von Mund aus, vorgestellt werden mußte, ist kaum anders sich zu gedenken. Er war soviel als ein höherer Richter, der sich Alles wieder vortragen läßt.

(1447.) Im Hornung des folgenden Jahres geschah sein Ausspruch in folgenden Worten: „Daß
 „ich nicht anders erfinden kann, als daß die Urtheil,
 „die Petermann Goldschmied und Istel Reding der
 „Jüngere, der Eidgenossen Zusatz-Leute, nach Red
 „und Widerred, nach Form und Gestalt des Rechts,
 „die wegere, bessere, und rechtlichere sey, und
 „ich daher auch derselben gänzlich, mit allen Worten,
 „Punkten und Artikeln, als denn durch sie das gesetzt
 „und gesprochen ist, folge“. So hat Peter von Argün seine Pflicht erstattet, und den von ihm verlangten Ausspruch gethan.

Ich habe diesen Rechtsgang mit allen seinen Formen umständlich beschrieben, um zu zeigen, wie schwer derselbe in seiner ganzen Leitung für die Richter und ihren eigentlichen Beruf, für die Wahl eines Obmanns, und hernach für diesen redlichen Mann, auf den so viele Last gelegt worden, selbst war. Alles zum Beweise, daß diese ganze Handlung nicht im ersten Aufbrausen der Leidenschaft, sondern nur, wo eine Milderung vorher gieng, mit Ruhe verrichtet werden konnte.

Nach dem Ausspruche Peters von Argün, womit nicht Jedermann gleich zufrieden war, trachtete er, durch eine andre Handlung sich gefällig zu machen, damit man nicht bey einem künftigen Rechtsgang in mehrere Fragen eintreten könnte, und nämlich eine neue Bestimmung oder Anlaß: Brief zu errichten, in Hoffnung, vielleicht gar die ganze Sache auszugleichen. Das Vorhaben eröffnete er beyden Theilen, und berufte sie, nach ihrer Genehmigung, nach Basden im Aargau, wohin er aus den 5 Städten, Basel, Constanz, Schaffhausen, Ravensburg und Rothweil, angesehene Rathsglieder oder Bürgermeister, die er vermuthlich beyden Theilen vorschlug, und die ihnen gefällig waren, dorthin zu sich bat. Diese sechs Staatsmänner suchten zuerst das Streitige, so noch übrig war, unter beyden Theilen gütlich aus einander zu setzen, und, da es nicht zu erhalten war, einen neuen Anlaß: Brief, demjenigen ähnlich, der in der Friedens: Urkunde enthalten war, auszustellen. Nach demselben sollen die Richter wieder gesetzt werden, und, wenn sie zerfielen, versuchen, eines Obmanns

aus der Eidgenossenschaft sich zu vergleichen. Wo aber das nicht möglich, einen schicklichen aus den Reichsstädten zu erwählen. Dann werden die Gegenstände des Streits auf drey Punkte eingeschränkt. 1) Ueber den neuen Bund. 2) Ueber die Rückgabe der eingenommenen Länder, die zuvor Zürich gehörten. 3) Ueber Kosten und Ersatz; daß aber auch, wie gesagt, die zugesezten Richter noch versuchen sollten, über diese Gegenstände gütlichen Austrag zu erzielen. Dann ist aus dem vorigen Anlaß: Brief die Stelle: „Wenn man noch an die andern Eidgenossen Aussprach hätte, und die Herzáhlung, was ausgelassen, und was eingeschlossen sey“, wörtlich wiederholt, und am Ende ist vorbehalten, daß dieser Brief dem Bunds: Brief, dem vorigen Anlaß: und Friedens: Brief, und dem Ausspruch des Peter von Argün unnachtheilig seyn sollte. Diese Urkunde ist gegeben am Palmtag, und gesiegelt von den sechs Schieds: Richtern. Daben bezeugen die Eidgenossen alle, Bern ausgenommen, und bekennen, daß dieser Vertrag mit ihrem Wissen und Willen geschehen, und sie denselben befolgen wollen, so wie sie ihn mit ihren Siegeln bekräftigen. Dies war nun das erstemal, daß Zürich wieder gemeinsam mit den Eidgenossen in der gewohnten Reihenfolge bestätigend erscheint. Diese Urkunde enthält viel Wichtiges. Zuerst geben sich die 6 Männer, wie sie selbst bezeugen, alle Mühe, die Sache zu vergleichen, das aber, weil lange noch bey jeder Handlung jemand von Oestreich da war, nicht zu erhalten stand. Dann tritt man dennoch in vielem schon näher: Die Zugesezten dürfen sich über einen

Obmann aus der Eidgenossenschaft vergleichen; so viel hat das Zutrauen zu einander sich vermehrt, daß man glaubt, ein Eidgenosse könnte solcher Entscheidung nicht unwürdig seyn. Erst wenn sie wegen einem solchem nicht übereinkommen, gehen sie mit ihren Gedanken in das Reich, einen zu finden. Dann wird die Rückgabe der Länder an Zürich zu einem Punkt gemacht, darüber zu entscheiden sey. Durch diesen Vorschlag wurde Peter von Argün mit der Stadt Zürich ausgesöhnt. Unangenehm war es weiter, daß die Gegenstände des Streits auf dreye beschränkt worden. Hätte man in vorigen Fällen die gleiche Vorsicht beobachtet, so wäre viel Ungutes vermieden worden. Und endlich gab diese Urkunde den gesetzten Richtern den Auftrag, den sie hernach glücklich vollführten, beide Theile zu vergleichen, so daß diese Urkunde viel kluge Leitung gab, und eine wahre Wohthat war.

Nach dieser Einleitung erfolgte ohne großen Anstand eine neue Zusammenkunft der Richter zu Einsiedeln, genau nach dem Bund; da stellten sich wieder die Redner ein, die in vielfachem Entgegnen über die drey Punkte sich ausbreiteten; fürs aus über den ersten, wo von der einen Seite die Schädlichkeit, und von der andern die Unschuld und der Nutzen des neuen Bundes gegen einander vertheidigt wurde. Aber die Richter getrauten sich nicht, über alles das Vorgetragene ihr Urtheil sogleich zu fällen; sie entfernten sich, um noch mehr die Sache zu bedenken, und kamen erst einige Zeit hernach wieder zusammen. Aber die zugesetzten Richter der Eidgenossen gaben harte Urtheile

aus, und so konnte man sich über einen Obmann auch weniger entschließen. Doch als man sich zuletzt vereinte, auf Jtel Hunpif, Burgermeister zu Ravensburg, nahm der zum Glück die angetragene Ehre durchaus nicht an. So mußte also wieder die ganze Verhandlung zusammengebunden und versiegelt bey dem Prälaten hinterlegt werden, bis ein Anlaß sich zeigte, das Hinterlegte fruchtbar zu machen. So ließ man so harte Urtheile ziemlich lange ruhen. Die Eidgenossen empfanden selbst das Uebermaß der Härte, und daß das Ausgesprochene nicht bestehen konnte; und Zürich trieb noch weniger daran, einen schädlichen Ausgang zu befördern, da man unterdessen friedlich mit einander lebte, der Adel von Zürich sich entfernt hatte, und des neuen Bundes wenig mehr gedacht war. Man wandelte zusammen, wo man es bedurfte, redete wenig von dem Vergangenen und schonte einander.

(1448.) Damit ich nichts verhalte, wo immer etwas zur Beförderung des endlichen Ausgangs gethan worden, hatte im Jahr darauf ein Versuch zu diesem Ende hin statt; die 4 Richter mit 2 Rathsgliedern der Stadt Bern und von Solothurn vereinigten sich. Allein ihre Bemühung war fruchtlos.

(1450.) Zwen Jahre hernach ward die Ehre und Freude den vier zugesetzten Richtern von beyden Theilen (die so manche saure Stunde mit einander zugebracht hatten, und das ganze Geschäft und jede Hinderniß des bisherigen Gelingens durchaus kannten),

vorbehalten, den glücklichen Ausgang zu finden. Sie mußten durch einen langen Umgang mit einander zuerst selbst Freunde werden, bis sie die Eintracht unter so lange Streitenden erhalten konnten; und sie erhielten solche zu Cappel. Da war ein froher offner Himmel, und die weite Aussicht in die Länder, die sollten ausgesöhnt werden; und dieser Anblick allein konnte schon die besten Erinnerungen an die vorigen gemeinsamen Thaten, und die Treue, womit sie geschehen, und jeden guten Gedanken erwecken. Dahin berufen sie, nachdem sie von Milderung und guten Gesinnungen, die obwalteten, Kunde erhalten hatten, die beyden streitenden Theile, und durch lauter Beredung und fluge Vorstellungen machten sie einen Vertrag, worin unsere Richter schon, mit gefälliger Veränderung, die ersten genannt wurden. Der Eingang ist eine Erzählung von dem, was die Richter am Besten wußten, von dem ganzen Hergange des Streites. Dann bezeugen sie, daß sie alle möglichen Mittel zur Vereinigung ausgesucht hätten. Nun folgen die Punkte:

1. „Sollen sie, die vier Schiedsrichter, versuchen, einen Gemeinen oder Obmann, von den also der Ordnung nach gesetzten Ständen, mit einander übereinstimmend, zu erwählen, und dieser Gewählte dann von seiner Obrigkeit angewiesen werden, das Urtheil der Richter über den neuen Bund wohl zu überlegen, und diejenige von beyden, welche ihm die gerechtere dünkt, mit seinem Entschiede zu bekräftigen; und sollen ihm vorher die Schriften alle, die zu Einsiedeln hinterlegt sind, und was er noch mehr für Schriften bedarf, oder verlangt,

„zugestellt werden. Inner einem Monath soll die
 „Entscheidung geschehen“. So ist nun der Gegen-
 stand des Streits nur auf einen einzigen Punkt zu-
 rückgesetzt, von dreien, die zuvor waren. Das Ver-
 trauen geht jetzt gar so weit, daß man aus allen,
 auch den streitenden Ständen, den Obmann erwäh-
 len durfte; und glücklich hatten sie einen gerechten
 Mann, der das allgemeine Zutrauen besaß, unter
 ihnen selbst ausgesucht und gefunden. Natürlich
 mußten dem Obmann alle Schriften mitgetheilt wer-
 den, die ihm das Licht geben konnten, das er be-
 durfte.

2. „In demselben Monat, wo über den einzigen
 „Punkt der letzte Entscheid ausgesprochen wird, soll-
 „ten die Eidgenossen der Stadt Zürich ihre Städte,
 „Schlösser, Land, Leute und Güter, wie sie im
 „letzten Kriege ihnen eingenommen worden, wieder
 „zustellen, so wie sie die jetzt besitzen“. So nur
 wenn der Bund abgethan wird (wie schwach bestand
 er noch die Zeit her!) erlangt Zürich seine wegge-
 nommenen Länder wieder, in dem gleichen Monath,
 wo der Obmann spricht. So hört das auf, was man
 auf beiden Seiten gegen einander aufwog, und der
 Einfluß der verschiedenen Absichten, den Ausgang zu
 verhindern, hörte auch auf.

3. „Den Leuten, die wieder an Zürich zurück-
 „kommen, soll, wegen Allem, was bis dahin gesche-
 „hen, weder mit Worten noch mit Werken, niemals
 „etwas zugesucht oder vergolten werden“. So lau-
 tete ein Artikel in dem letzten vor 10 Jahren abgefaß-
 ten Frieden. Das ist die gewohnte Erinnerung zum

Besten der Leute, die zu ihrem vorherigen Landes-
herrn zurückkehren, nachdem sie von Andern einge-
nommen waren.

4. „Der Stadt Zürich sollen von den Eidgenossen
„auch wieder zugestellt und überlassen werden die Ge-
„waltsame und Gerechtigkeit zu Wädenschweil und
„Nichtenschweil; doch vorbehalten, daß weder Zürich
„noch die Eidgenossen das Haus zu Wädenschweil
„weder besetzen noch entsetzen mögen, ohne des andern
„Theils Wissen und Willen“. Dieser Punkt bezieht
sich auf den vor 10 Jahren geschlossnen Frieden, wo
diese Art von Gerichtsverwaltung, wie sie immer bey
Zürich gewesen, entzogen worden. Diese wird nun
wieder zurückgestellt. So führt oft eine Vergütung
die andere nach. Diese war Zürich in mancher Be-
trachtung erwünscht.

5. „Aber die Richtung zwischen Zürich, Schwyz
„und Glarus solle doch in allen andern Stücken un-
„vorgreiflich seyn und bleiben“. Das bezieht sich
wieder auf den angezeigten Frieden, wo die neuen
Besitzungen diesen beyden Ständen eingeräumt, und
jetzt schon besessene bestätigt worden.

6. „Kosten und Schaden, die man gegenseitig ge-
„fordert, auch für die, so nur zur Hülfe zugezogen
„sind, sollen todt und ab seyn, und kein Theil dem
„andern dafür das Geringste zu fordern haben“. Es
hatte gewiß ein jeder Theil seinen großen Aufwand,
und ein jeder an Herstellung des Zerstörten und Ber-
säumten genug zu thun; und durch diesen Punkt fielen
zwey Gegenstände des Streits, und zwey strenge Ur-
theile darüber, in Nichts zurück.

7. „Die von Zürich sollen auch den Spruch von Peter von Argün, und die Befkräftigung der Urtheile, die er that, annehmen, und dabey bleiben“. Das ist das zweytemal, daß Zürich zu dieser Ausnahme verbunden wird. Wie wollte es die ausweichen? Da aber dieser Spruch von Peter von Argün die Grundlage des veranlaßten letzten Ausspruchs des zukünftigen Obmanns ist, so mußte eine solche Befkräftigung des Vorherigen auch dem künftigen den Weg bahnen.

8. „Könnten die Richter sich wegen eines Obmanns aus der Eidgenossenschaft nicht vereinigen, sollen sie zu einer frommen, ehrbaren Reichsstadt sich verstehen, also daß dieselbe, oder Burgermeister und Räte, aus denen so ihnen von den Bieren vorgeschlagen würden, einen Obmann auszuwählen hätten, oder auch einen andern frommen Mann, der sie schicklich dünkt; und wen sie dann dargeben, den soll seine Obrigkeit weisen, sich der Sache anzunehmen, und von den gefallenen Urtheilen über den neuen Bund eines zu befolgen, und ihm beizutreten“. So wollte man noch eine Reichsstadt bemühen, diese schwürige Wahl vorzunehmen, und den Mann zu bestimmen, der den letzten Ausspruch über verschiedene gefallene Urtheile thun solle. Die Reichsstadt hatte so wohl gewählt, daß ich nicht begreifen kann, wie die vier Männer nicht einmüthig auf den von Ihr Gewählten gefallen sind.

9. „Wenn der Obmann, der gewählt wird, sich seines Berufs entlediget hat, und seinen Ausspruch gethan, dann sollen der Stadt Zürich ihre Städte,

„Schlösser, Land und Leute und Güter, die man ihr
„eingenommen, wieder zugestellt werden, und alle
„andre Artikel in Erfüllung gehen“. Die Wieder-
holung des freylich Zürich angelegenen Versprochenen
sollte demselben mehr Kraft geben; und dann schließt
diese Abfassung die Rückkehr des Verheißnen wegen
Wädenschweil und Richtenschweil auch in sich.

10. „Welcher Theil es fordern würde, daß die
„Bünde beschworen würden, dem soll man freundlich
„und gütlich entsprechen“. Dieses sollte ein neuer
Beweis, und eine feyerliche Versicherung der neu ein-
tretenden Eintracht des Vaterlandes seyn.

„Damit soll aller Unwille und Unfreundschaft,
„die zwischen beyden Theilen gewaltet, gänzlich und
„allenthalben abseyn, und sie gütlich mit einander ver-
„richtet seyn und bleiben“. So hatte der Friedens-
stifter Ludwig noch nicht sprechen können, wiewohl er
Alles zu diesem Zweck leitete; denn von ihm ist alles
Entsprechen her, was zum Frieden diente; so daß er
sich des langsamen Gangs versah und ihn wünschte.
Die Urkunde ist gegeben Mittwoch nach Ostern; ge-
siegelt zuerst von den 4 Richtern. Dann bestätigen
die sämtlichen Eidgenossen in einer beygefügt ge-
meinsamen Urkunde aller Stände (nicht mehr jeder
Theil besonders) den gemachten Vertrag der Biere,
der mit ihrem Wissen und Willen errichtet worden,
und versprechen, diesen Vertrag zu halten, und dens-
selben in allen Stücken zu erfüllen.

Die 4 Männer hatten durch ihren Vertrag, den
wir so eben durchgegangen, sich so ausgezeichnet,
daß sie das erreicht, was so Viele vorher vergebens

versucht, und nicht erreichen mögen. Sie konnten nun in dem öden, von hohen Bergen umgebenen Einsiedeln noch die letzte Pflicht ausüben, einen Obmann aus der Eidgenossenschaft auszuwählen; aber sie vereinigten sich nicht, sondern wollten lieber noch eine Reichsstadt, vielleicht nicht ohne Rücksichten, bemühen, den Ausschlag über die Vorgeschlagenen zu geben. Da fielen sie leicht auf die Stadt Ueberlingen, ihr diesen Auftrag zu erteilen. Ueberlingen ward demnach von allen Ständen ersucht, sich mit dieser Auswahl zu befassen, und entsprach dem Ansuchen der Eidgenossen; und seine Auswahl fiel auf den so vortrefflichen Mann, Ritter Heinrich von Buzenberg von Bern. Von den VII Orten schrieb man an die Stadt Bern, diesen würdigen Mann zu Erstattung der schweren Pflicht anzuhalten, zwischen den beiden Urtheilen über den neuen Bund, die von den Richtern ausgestellt waren, die, so ihm die bessere und gerechtere schien, mit seiner Zustimmung zu befolgen und zu bekräftigen.

Ein Mann, der in Eidgenössischen Geschäften schon geübt war, der schon vor 10 Jahren an der Spitze der Versammlung stand, die den Frieden der Eidgenossen mit Zürich beschloß, der den Eidgenossen Allen bekannt war, und den Zürich ehrte, durfte nicht, wie ein Fremder, der in eine unbekannte Sache hineingeführt wird, lange anstehn, diesen ehrenvollen Beruf anzunehmen. Er that es zwar, doch nicht ganz mit Vergnügen, seinen Obern zu gehoramen, und den Eidgenossen zu Gefallen zu seyn. Aber man wußte doch damals schon, daß der Bund nicht

länger bestehen konnte. Indessen ließ der neu erwählte Obmann alle Feyerlichkeit darüber ergehen. Das ganze Verhör auf dem angesetzten Tage, wo beyde Theile erschienen, gieng seinen gehörigen Gang fort. Er hat sich Bedenkzeit aus, hielt Rath mit weisen Männern, und endlich fiel er dem Urtheile Petermann Goldschmids und Jtel Medings des Jüngerer bey, die gerurtheilt hatten, der Bund, welchen Zürich mit dem Haus Oestreich gemacht, sollte abgethan seyn. Jedem Theil gab er nach seinem Verlangen eine weitläufige gestiegelte Urkunde von ihm ausgestellt den 13. July 1450, und so war die ganze Sache austräglich beendigt.

(1447.) Uebrig sind noch zwey Sittengemählde, die eine Folge des Krieges sind, den wir bisher beschrieben haben, und deren Erzählung einigen Werth hat.

Wir haben schon erwähnt, daß zur Zeit der Belagerung der Stadt sich 16 junge Männer aus der Stadt verbunden hatten, dem Feind durch List und Gewalt, so weit ihre Kräfte reichten, Abbruch zu thun. Sie nannten sich Böcke. Beym Frieden erhielten oder begehrten sie nicht mit eingeschlossen zu werden, setzten noch ihr frisches Beginnen unterweilen fort, und nahmen ihren Sitz auf Hohen: Kräyen. Doch ließen sie sich bey den Eidgenössischen Tagen immer um ein Geschenk des Friedens melden. Ein Landammann, Fries von Uri, ein freundlicher, froher Mann, gab ihnen den Rath, sie sollten sich eines angesehenen Mannes aus den Eidgenossen bemächtigen; so könnten sie ihren Zweck erreichen. Nicht lange, so fuhr Fries von Pfäffikon den See hinab; das erfuhren die Böcke;

schnell rüsteten sie zwei Schiffe mit Bewaffneten aus, begegneten dem Landammann in Mitten auf dem See, und kündigten ihm, sein Schiff von beiden Seiten umgebend, an, daß er ihr Gefangener sey. Da er in ihr Schiff trat, sagte er lächelnd: „Ihr folget schnell gutem Rath“! Sie hinwieder brachten ihn mehr lachend als mit Gewalt auf ihre Höhe, und meldeten sich, so wie auch die Verwandten des Gefangenen, auf dem nächsten Tage der Eidgenossen. Vermittelt 300 fl., die man ihnen verordnet, ward nun auch mit ihnen der Friede geschlossen. Der, so das Geld geben sollte, sagte zögernd, es wäre zu viel: „So nehmet Ihr euer Geld“ (sagten die Böcke) „und wir bleiben unbefriedigt“! „Nein“, (sagte der Zögernde) „nehmet Ihr Euer Geld, wir kennen Euch zu viel“. Der entlassne Landammann bezeugte, daß es ihm nie so wohl gewesen, als auf jener Höhe.

Ein anderes Gemälde, das aber seine trüben Schatten hat, können wir ebenfalls nicht verschweigen. Nach vollendetem Frieden hatte der Gedanke sich allgemein verbreitet, man sollte in Zürich auch wieder eine gemeinsame Freude haben, um alles Bittere zu vergessen und zu vergraben. Man beschloß daher, in der Fastnacht, wo man die gewohnten Lustbarkeiten hatte, diese Stadt zahlreich zu besuchen. Es langte eine große Zahl jüngerer und älterer Eidgenossen in unsrer Stadt an; daß man ihnen Freude zu machen suchte, das kann man sich vorstellen. Im Taumel dieser Freude, da Alles auf ihrer Seite wollte gewesen seyn, fragte und sagte man sich vertraulich, wer auch die Hefigsten wider sie gewesen? „Hans Asper, der

oberste Knecht“, hieß es. — Wo wohnt er? „Auf dem Rathhaus“. Blikſchnell einige rasche Gäſte dahin, und wollten ihn herunterſtürzen; aber er ward noch verwahrt durch Vorſicht der Obrigkeit. Aber den Doktor Felix Hämerlin, einen gelehrten Chorherrn und Bürger von Zürich, der in ſeinen lateiniſchen Schriften mit einer Heftigkeit, die an Wuth gränzte, über die von Schwyz geſchrieben — den ſah man in dieſen Tagen mit ſtrenger Gewalt nach Conſtanz abgeführt, wo er in ein ſchweres Gefängniß, ohne Schonen ſeines Alters geworfen wurde, wo er nachher ſein Leben, aus einer drückenden Lage in eine andere noch ſchwerere verſetzt, bis an ſeinen Tod in ſtetem Ungemach zubringen mußte. Vielleicht mag der Neid ſeiner Standesgenossen auch mitgewirkt haben, da er den Wiſſenſchaften ſich auszeichnend ergab. Hätte er ſeinem leidenschaftlichen Haß nicht mehr geſröhnt als den Muſen, und ſo ungemessen hart gegen die Feinde der Stadt ſich herausgelassen und damit ſeine Kenntniſſe und das Licht, das in ihm war, ſelbſt geſchändet, ſo hätte er einem ſo traurigen Schickſal entgehen können.

(1452.) Damit Alles noch zuſammengefaßt werde, was auf den Ausgang des merkwürdigen Kriegs Bezug hat, der nun beendigt war, will ich hier auch noch der Verlegenheit gedenken, in welche Zürich wegen dem vielen entlehnten Gelde gerieth, das man dem Markgrafen von Hochberg immer darreichen mußte, und wie unſre Stadt daraus befreit worden. Der Bund mit Deſtreich war nun aufgehoben, und hiemit alle Verbindung, die daher entſtanden war. Der Kaiſer

hatte zwar Alles schon vergessen, und war ohne Rache. Aber man hatte ein beträchtliches an Oestreich zu fordern, und, was bisher geflossen, machte wenig Hoffnung, noch Mehreres zu erhalten. Aber zum Glück für Zürich war Herzog Sigmund von so edler Gesinnung, wie viele seiner würdigen Thaten beweisen, daß er, auf öfteres Flehen, den Ausweg beyderseits genehm machte, für das dem Markgraf dargeliehene (was er auch nicht absenn konnte) die Grafschaft Kyburg der Stadt wieder zurückzugeben, die bey Einleitung des Bundes dem Kaiser abgetreten worden. Damit war Zürich füraus zufrieden, und fand Gelegenheit, mit ihren Bürgern und auch Fremden sich abzufinden, die wegen ihrem Darlehn öfters bekümmert waren. So bekam, zwar mit schweren Bedingungen, Zürich alle die Lande wieder, die es vor dem Kriege gehabt, wenn derselbe schon so blutig war.

Nun sey es mir, nachdem ich die Geschichte des alten Zürich-Kriegs nach meiner Schwachheit vollendet, erlaubt, einen Rückblick auf diesen zweiten weit blutigern Theil der Fehde zu werfen, wo die Wendung, die solche nahm, weit stärker, der Antheil der Mächtigsten daran bedenklicher, und der Wechsel des Glücks sichtbarer war. Auch das macht denselben merkwürdig, daß, da der Friede vier Jahre vor dem endlichen Beschluß gestiftet ward, nie die geringste Hebung der Waffen in der Zwischenzeit erfolgte, sondern dieser Friede auf das Genaueste beobachtet worden. Nun komme ich auf den Rückblick selbst.

Auf die schwächere Lage, in der sich unsre Stadt am Ende des ersten Kriegs befand, gab das kühne

Unternehmen, mit dem Kaiser eine ewige Bündniß zu machen, der Stadt wieder einiges Ansehn, von dem reichen Versprechen der Mächtigen frohe Hoffnung, und bey dem schon im Bündniß vorgesehenen Krieg Zuversicht von Hülfe und Schutz. Freundlich baten die Eidgenossen, von dem Bund abzustehen; aber die Aussichten, welche unsere Stadt hatte, waren von größerem Werth als der Bund. Um deren willen gaben sie den Bund nicht auf, und wollten nicht rechten über ihn. Beym schnellen Kriege fielen auf der offenen, frohen, anmuthsvollen Höhe des Hirzels unsre tapfern, aber ungehorsamen Kriegsleute, nicht unterstützt, wie sie wünschten, in einer Schlacht. Da ward unser Land vom Feinde überschwemmt, ohne Widerstand. Die von Adel sagten, sie haben Befehl die Stadt zu bewahren, und ließen das Land unvertheidigt; aber wenn der Eidgenossen Waffen einmal ruheten, dann brachen sie los, und verbrannten, im Grimme daß es bey den Städten nicht gelungen war, viele Dörfer ohne Erbarmen in Schutt, und reizten die Feinde wieder zu kühneren Thaten auf, die sie sonst vielleicht gar nicht, oder nicht so grausam verübt hätten. Unaufgehalten zogen sie, wo sie wollten, hin zu der Belagerung von Greiffensee, auf die Blutszene in der Seuffer-Matte bey Nänikon, und von da nach Zürich zu der Belagerung. Was da gethan worden mit Klugheit und Tapferkeit zum Schutz und zur Vertheidigung der Stadt, ist und bleibt ihre wahre Ehre. Das Schauderhafte, Grausame, was über die Stadt Bruck ergieng, geschah aus Rache, und ward noch mehr aufgereizt durch den Blutsturz bey Greiffensee.

Auf die entsetzliche Nachricht von diesem eilten die Eidgenossen nach Farnsburg, die Brandstifter der eingäscherten Stadt Bruck in ihrer eignen Beste zu züchtigen. Von dort aus fielen die 1200 Eidgenossen das räuberische Heer, das der deutsche Kaiser von Frankreich ausgebracht hatte, mit einer Gewalt an, die das Erstaunen der Nachwelt seyn wird, so lange Grund und Grat besteht. Diese Großthat hub die Belagerung von Farnsburg und von Zürich auf. Die Klugheit Berns rettete das obere Land vor dem Eintritt dieses räuberischen Heeres, das wie ein Ungewitter über tiefer liegende Länder fiel. Von dem an nahm der Krieg eine andere Gestalt an. Streifzüge von harten Folgen, aber nicht langer Dauer, mehr auf Oestreichs Land, als auf Zürichs Boden, übten sie aus, wo die Appenzeller den im Anfang des gleichen Jahrhunderts von ihnen mit Schrecken der Länder betretenen Weg den Eidgenossen wiesen, bis der Ordensmeister Graf von Montfort auf dem offenen See, nach seiner schönen Anstalt, die ersten Streitenden einander näher brachte, und ihnen die Worte des Friedens unter Gottes freiem Himmel ans Herz legte, so daß Pfalzgraf Ludwig hernach alle Gemüther zur gesetzten langsamen Aussöhnung bereiten konnte, und des Friedens Dauer und das Ruhen aller Waffen mit mächtiger Stimme aussprach. So ward unsre Stadt durch die Gefahr von einer Obermacht, die sie und den ganzen Verein verschlingen konnte — durch die Gefahr einer ganz abgehenden Hülfe, und durch diejenige, daß ihre Ketten noch grausamere Feinde, als ihre bisherigen, seyn würden, geleitet durch die Vorsehung des

Himmels. Man gab uns offen und frey die eingenommenen Länder wieder, und die Eidgenossen nahmen uns in die alte Freundschaft und Ehre auf.

Und wie sah' es in unsrer Stadt aus? Der Adel, diese nicht immer werthen Fremdlinge, waren verschwunden. Der Markgraf von Hochberg und Thüring von Hallweil, diese uns gegebenen Heerführer und Räte, die nicht Alles, aber doch Vieles bey den Mächtigen für die Stadt gethan — an Waffen: Thaten hatten sie nicht allen Ruhm; dennoch schieden sie von der Stadt als kluge Männer, die man mit Beyfall und einer Art von gerührtem Dankgefühl entließ. Rechberg, der viel gethan mit seiner rohen Gesinnung aber gutem Gemüthe, mißte man ungern; er war ein beliebter Hauptmann mit Kenntniß und Treue. Wie war's den stillen Bürgern so angenehm, in ihren Hütten mit den Ihrigen wieder allein zu leben! Auch den Tapfern war's Erholung, und das Eintreten in ihren vorigen Beruf nicht unangenehm; und die Obrigkeit selbst empfand den edeln Vorzug wieder mit Vergnügen, nun ungehindert, und ohne aufgedrungenen Rath die eignen Sachen selbst desto eifriger zu besorgen. Und wie viel war nicht wegzuräumen, einzuleiten, zu verbessern aller Orten! Wie vielen Kummer machte ihr nicht der große Aufwand, das entlehnte Geld der Bürger, die Forderungen der Fremden, die das Ihrige auch nöthig hatten! Wenn der Begüterte auf dem Landgute sich erholen wollte, wie bitter war der Anblick des zerstörten Guts! Wie kränkend der Verlust, den jedermann erlitten! Das brachte die Leute einander wieder näher, und hob die ungute Gesinnung gegen

einander auf. Der gleich Bedrängte von Außen, jeder im Gefühl seines Schadens, versöhnte sich gern oder machte dem andern nicht mehr so bittere Vorwürfe. So trat Alles in die alte Ordnung unbefangen zurück, weil sie jedermann willkommen war. Die ehemals gewohnte Arbeit ward desto treuer vorgenommen, weil sie so lange unterbrochen geblieben, und jeden seine eigne Last drückte. Die Bedürfnisse der Reichen gaben der Arbeit Lohn. Die Stadt war mit Freundschaft Jedermann offen; der Landmann, der seinen ehemals gedrängten Aufenthalt gern wieder besuchte, brachte in die Stadt, was er da gut anzubringen wußte, weil er da den willigsten Rath und treue Hülfe erhielt. Gern kam der Eidgenosse, der das Benöthigte bey uns williger fand, und aus seinem Lande das zubachte was wir bedurften; er fand allenthalben gute Aufnahme und freudige Blicke. Dadurch ward die Unmuth gegen einander vermehrt. Auch der Fremde sah' gerne die Stätte wieder, wo er lieber mehr geholfen hätte, als er thun können, und wo er wohlgehalten war; und jede treue Besorgung zu der Stadt Nutzen und Ehre trat wieder in ihre vorige Wirkung mit angestrongter Thätigkeit ein.
